Das Kind Bajazzo's.

Vierter Band.

Das Kind Bajazzo's.

Roman

von

Ewald August König,

Verfasser des preisgekrönten Romans: **„Durch Kampf zum Frieden."**

Vierter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1873.

Erstes Kapitel.

Es war an demselben Tage und fast in derselben Stunde, in der Madame Hammer in ihrer Weise den häuslichen Frieden wieder herzustellen versuchte, als ein kleiner buckliger Mann auf der Landstraße dem Städtchen zuwanderte. Dieser Mann war Mathias, der ehemalige Possenreißer der anglo-amerikanischen Akrobaten-Gesellschaft; ein flüchtiger Blick auf seinen unsaubern, defecten Anzug genügte, um erkennen zu lassen, daß er in diesem Sommer keine glänzenden Einnahmen gehabt hatte.

Er kam aus einem Dorfe, welches ungefähr eine Stunde von dem Städtchen entfernt lag, und sein langsames Ausschreiten bewies, daß er keine große Eile hatte, das Ziel seiner Wanderung zu erreichen.

Er blieb oft stehen, um der Arbeit der Feld-

arbeiter zuzuschauen, oder einen Blick über die Landschaft zu werfen; auch kam es ihm nicht darauf an, mit den Arbeitern ein Gespräch anzuknüpfen und sie durch seine Grimassen und plumpen Scherze zu erheitern.

Die Hände in den Taschen seines Rockes, ein Marschlied für sich hin pfeifend, wanderte er dann unter dem schallenden Gelächter der Landleute weiter, anscheinend so sorglos und zufrieden, wie Einer, der sein Schäfchen im Trocknen hat und mit heiterm Muth in die Zukunft blicken darf.

So mochte er die Hälfte seines Weges zurückgelegt haben, als er einen Mann bemerkte, der auf einem Meilensteine saß und mit philosophischer Ruhe seine Pfeife rauchte.

Ein Vagabund im vollsten Sinne des Wortes war dieser Mann mit der rothen Nase, dem stieren Blick und dem aufgedunsenen Gesicht, vor dem Mathias jetzt stehen blieb.

„He — das ist nicht das erste Mal, daß wir uns begegnen,“ sagte der Possenreißer höhnisch, „kennt Ihr mich noch?“

Der Vagabund nickte und stieß mit dem Daumen die Asche in seiner Pfeife nieder.

„Wer Euch einmal gesehen hat, der vergißt

Euer Gesicht so rasch nicht,“ erwiderte er lakonisch.

„Danke, bei Euch ist dasselbe der Fall! War's nicht in der Residenz im Gasthof zum Adler?“

„Mag sein.“

„Spracht Ihr nicht damals von einem Geheimniß, welches unsre ganze Truppe verderben könne?“

Der Vagabund blickte betroffen auf, er erinnerte sich offenbar der Andeutungen nicht mehr, die er damals gemacht hatte.

„Eure Truppe ist jetzt hier?“ fragte er.

„Meine Truppe?“

„Unsinn — Ihr wärt ein schöner Director!“

„Besser, wie mancher Andere!“

„Vielleicht besser, wie der Eure, das will ich zugeben.“

„Der ist jetzt todt und über Todte soll man nur Gutes sprechen,“ sagte Mathias, während er den Staub von seinen Beinkleidern klopfte.

„So? Der ist todt?“ fragte der Vagabund gedehnt. „Ah, das muß ja sehr rasch —“

„Ja, sehr rasch,“ fiel Mathias ihm spottend in's Wort, „wenigstens drei Monate, — o, noch länger hat er im Spital gelegen.“

„Schwindsucht?“

„Wahrscheinlich, — er konnte in den letzten Jahren nichts mehr als Eisen und Feuer schlucken, das hat ihn ruinirt.“

Der Vagabund blickte eine geraume Weile den Possenreißer stier an, dann schüttelte er den Kopf.

„Schade um ihn, er war früher ein lustiger Bursche,“ sagte er. „Also im Spital ist er gestorben? — Wer führt denn jetzt die Truppe?“

„Niemand, sie ist auseinandergestoben, wie Spreu im Winde!“

Der Vagabund hatte sich rasch erhoben, er nahm seinen Stock und sein Bündel auf und knöpfte den vielfach geflickten Rock zu.

„Ihr geht wohl auch zur Stadt,“ sagte er, „da können wir ja ein Ende mitsammen gehen.“

„Hm, ein Ende wohl,“ erwiderte Mathias, dessen tückische Augen den Vagabund von der Spitze seines fuchsigen Hutes bis zu den Sohlen der zerrissenen Stiefel musterten, „nicht aber hinein.“

„Fürchtet Ihr, es könne Eurem guten Rufe schaden?“

„Sage mir, mit wem Du umgehst, so sage ich Dir, wer Du bist!“ spottete Mathias.

„Wenn ich einen Spiegel in der Tasche hätte, würde ich ihn Euch vorhalten," sagte der Vagabund gelassen, „ich glaube, Ihr habt lange nicht hineingesehen. Seid unbesorgt, ich werde Euch nicht in Unannehmlichkeiten bringen, es kann mir ja auch nicht angenehm sein, wenn man mich in Eurer Gesellschaft sieht. Ich bin ein harmloser Bettler, Ihr hingegen — na, ich will Euch mit dem Titel, der Euch gebührt, verschonen. Wo ist die Frau?"

„Welche?"

„Die Frau Eures Directors!"

„Sie ist bei mir, ich darf sie nicht verlassen."

Ein sarkastischer Zug umspielte die wulstig aufgeworfenen Lippen des Vagabunds.

„Ihr werdet wohl den größeren Vortheil davon haben," sagte er boshaft. „Seid Ihr Beide allein?"

„Was kümmert es Euch?" fragte Mathias trotzig. „Weshalb fragt Ihr so viel?"

„Möchtet Ihr nicht auch gerne das Geheimniß kennen, auf welches ich damals anspielte?"

„Ihr werdet es mir nicht enthüllen!"

„Vielleicht doch, wenn Ihr meine Fragen beantwortet."

Mathias blickte forschend seinen Begleiter an, der rüstig an seiner Seite einherschritt.

„Fragt!" sagte er.

„Wo ist das Mädchen?"

„Hat das Geheimniß Bezug auf sie?"

„Vielleicht."

„Hm — wenn Ihr nicht offen mit der Sprache herausrückt, schweige ich auch. Wanda ist nicht mehr bei uns."

„Ah — aber Ihr wißt, wo sie ist?"

„Ein vornehmer Herr hat sich ihrer angenommen."

„Ein vornehmer Herr?" wiederholte der Vagabund überrascht. „Natürlich kennt Ihr diesen Herrn, — wie?"

„Allerdings," höhnte Mathias, dem die wachsende Erregung seines Begleiters nicht entging.

„Wie heißt er? Wo wohnt er?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Unsinn! Welchen Werth könnte dieses Geheimniß für Euch haben?"

„Vielleicht denselben Werth, den Euer Geheimniß für Euch hat!" sagte Mathias, der jetzt eine Waffe gefunden zu haben glaubte, mit der er seinem Begleiter die Zunge lösen konnte. „Tausch gegen Tausch, Mann, wollt Ihr?"

„Weshalb nicht!"

„So beginnt!"

„Fehlgeschossen, guter Freund, vertraut Ihr mir nicht, so sehe ich nicht ein, weshalb ich Euch vertrauen soll! Hat der Vater des Mädchens vielleicht in der Todesstunde gebeichtet?"

„Was kümmert es Euch?" brummte Mathias, die Brauen finster zusammenziehend. „Er mag manche Sünde auf dem Gewissen gehabt haben, aber —"

„Also es ist nicht geschehen!" fiel sein Begleiter ihm befriedigt in's Wort. „Natürlich nicht, sonst wäre ja das Weib im Zuchthause."

„So?" fragte Mathias scharf. „Seid Ihr dessen so gewiß?"

„So gewiß, wie ich in diesem Augenblick die weiße Wolke über uns sehe!"

Der Possenreißer sah bestürzt den Vagabund an, die überzeugende Sicherheit, mit der diese Antwort gegeben worden war, ließ keinen Zweifel an ihrer Begründung aufkommen.

„Nein, er hat nicht geplaudert," fuhr der Vagabund fort, „desto besser! Ich wäre längst hier gewesen, befand mich ja damals schon auf dem Wege hierher, wenn sie mich nicht zurückgehalten hätten. Einer dummen Geschichte wegen,

es war nicht der Rede werth, aber ich habe ein halbes Jahr deshalb brummen müssen."

„Hm, es war Euch gewiß nicht ungewohnt," spottete Mathias, „oder doch?"

„Unsinn, die Freiheit liebt Jeder, und angenehm ist es nicht hinter den schwedischen Gardinen. Wohnt Ihr jetzt in dem Städtchen?"

„Nein."

„Was wollt Ihr dort?"

„So forscht man die Leute aus!" höhnte Mathias. „Was wollt Ihr da?"

„Geschäfte machen!"

„So? Das ist auch meine Absicht!"

„Ihr habt vielleicht dieselben Geschäfte da, wie ich!"

„Das wäre möglich!"

„Wenn es der Fall ist, würde ich Euch rathen, gemeinschaftliche Sache mit mir zu machen," sagte der Vagabund, während er die Asche aus seiner Pfeife klopfte und dabei verstohlen seinen Begleiter anblickte. „Geht Ihr nicht des Mädchens wegen hin?"

„Nein."

„Leugnet es nicht, ich weiß, daß Ihr lügt."

„Ich hab' wahrhaftig kein Interesse daran, Euch zu belügen, und noch weniger Interesse,

Euch zu sagen, was ich in der Stadt will," erwiderte Mathias trotzig. „Wollt Ihr mit mir gemeinschaftliche Sache machen, dann seid offen und bleibt mir mit der Geheimnißkrämerei vom Leibe. Was hat das Weib verbrochen, daß Ihr sie in's Zuchthaus bringen wollt?"

„Wenn ich es Euch sage, dann werdet Ihr augenblicklich zur Polizei gehen und sie denunciren, davon bin ich überzeugt. Aber das Geld will ich verdienen, das heißt, wenn etwas dabei zu verdienen ist, was ich jetzt noch nicht weiß. Vielleicht könnt Ihr mir dabei nützlich sein, in diesem Falle sollt Ihr Euern Antheil haben, vorausgesetzt, daß Ihr mich unterstützt."

„Na, das läßt sich hören!" sagte der Possenreißer. „Also heraus mit der Sprache!"

„Jetzt noch nicht, später, wenn ich mir Gewißheit verschafft habe. Wollt Ihr morgen auf diesem Wege wieder mit mir zusammentreffen? Morgen Nachmittag um dieselbe Zeit wie heute?"

„Weshalb nicht!"

„Natürlich werdet Ihr der Frau verschweigen, was ich Euch verrathen habe?"

„Das ist klar."

„Gut, auf Wiedersehen — morgen!"

Der Vagabund schlug einen Feldweg ein, der

ebenfalls zur Stadt führte, Mathias blickte ihm eine geraume Weile nach.

Das dunkle Räthsel, welches so plötzlich vor ihm aufgetaucht war, beschäftigte ihn, er versuchte vergeblich, es zu lösen.

Es unterlag keinem Zweifel, daß der Vagabund im Besitz eines sehr wichtigen Geheimnisses war, daß er durch die Enthüllung desselben Jeannette verderben und für sich selbst eine Summe Geldes verdienen konnte.

Ohne Bedenken wäre Mathias sofort bereit gewesen, das Weib der Polizei zu überliefern, wenn er nur einen Vortheil für sich darin gefunden hätte.

Das Weib war ihm eine Last geworden, nachdem er ihr redlich geholfen hatte, das Sündengeld des Barons zu verzehren.

Sie hatte damals, gleich nach der Abreise Wanda's ihrer Tochter folgen wollen, aber eine schwere Erkältung warf sie auf das Krankenbett und bei der schlechten Pflege, die ihr zu Theil wurde, genas sie nur langsam.

Sie war ihm eine Last, und dennoch mochte er sie nicht verlassen, weil er nirgendwo ein Unterkommen zu finden wußte. Er hatte verschiedenen „Künstler"-Gesellschaften seine Dienste

angeboten, aber man sagte ihm mit dürren Worten, daß er verschlissen sei, und so war er immer wieder zu Jeannette zurückgekommen, die ihn gerne aufnahm, weil er sie in der Ausführung ihrer Pläne unterstützen sollte.

Sie wohnten jetzt in dem Dörfchen, und Mathias war auf dem Wege, dem vornehmen Herrn, der Wanda in sein Haus aufgenommen hatte, einen Besuch abzustatten.

Timm öffnete ihm die Thür, er prallte entsetzt zurück, als er in das höhnisch grinsende Gesicht des buckligen Possenreißers sah.

Es war zu spät, die Thür wieder zu schließen und ihm den Eintritt zu wehren, Mathias stand schon im Hausflur.

„Meiner Seel', ist das eine Unverschämtheit!" sagte Timm, während er mit einem forschenden Blick den Possenreißer musterte. „Habt Ihr schon vergessen, daß die Polizei —"

„Schweigt!" fiel Mathias ihm barsch in's Wort. „Mir kann die Polizei nichts anhaben, denn ich habe nichts verbrochen, meldet mich an, oder führt mich zu Euerm Herrn, ich muß mit ihm reden."

„Ihretwegen?"

„Nein, meinetwegen!"

„Ah, Ihr wollt betteln!" sagte Timm sarkastisch. „Geht eine Thür weiter, Mann, wir geben nichts."

Die glühenden Augen durchdringend auf das ehrliche Gesicht des Dieners gerichtet, trat Mathias näher.

„Ihr werdet mich zu Euerm Herrn führen, oder ich mache einen solchen Lärm, daß die Nachbarschaft zusammenläuft," erwiderte er mit rauher, heiserer Stimme. „Was kümmert es Euch, was ich hier will? Von Euch verlange ich kein Almosen."

„Würdet auch keinen rothen Heller empfangen, meiner Seel', höchstens ein Stück Brod!" spottete Timm. „Anmelden will ich Euch, aber ob Ihr vorgelassen werdet, ist eine andere Frage. Bleibt hier stehen, Mann, bis ich zurückkomme."

Onkel Hubert und Wanda saßen plaudernd im Wohnzimmer, Bertha wollte am Abend dieses Tages eintreffen, Wanda freute sich innig darauf, die Freundin wiederzusehen.

Da trat Timm ein mit der Nachricht, Mathias, der Possenreißer, sei da und verlange eine Unterredung mit dem alten Herrn.

Wanda blickte bestürzt auf, aber Onkel Hu=

bert blieb ruhig, es schien fast, als ob er diesen Besuch erwartet habe.

Sein freundliches Gesicht nahm einen ernsten, strengen Ausdruck an, ein scharfer Zug, der Zug unnachsichtlicher Strenge umspielte seine festgeschlossenen Lippen.

„Fürchte nichts, mein Kind," sagte er, „in meinem Hause bist Du sicher. Ich will allein mit ihm reden."

„Er bringt Nachrichten von meiner Mutter."

„Vielleicht, aber welcher Art diese Nachrichten auch sein mögen, Du darfst nicht vergessen, daß jene Frau Dir niemals die Liebe einer Mutter gezeigt hat. Ich bitte Dich, laß uns allein, ich werde diesem Manne Worte sagen, die ihm die Wiederkehr verleiden sollen."

Zögernd erhob Wanda sich.

„Aber wenn meine Mutter in Noth ist —"

„So werde ich sie nicht darben lassen, diese Versicherung gebe ich Dir!"

Mit einem dankbaren Blick auf den alten Herrn verließ Wanda das Zimmer.

„Er mag eintreten," wandte Onkel Hubert sich jetzt zu Timm, „Du bleibst im Hause, so lange er hier ist."

„Meiner Seel', wenn er grob wird, werfe

ich ihm hinaus!“ nickte Timm. „Es wäre eine Wollust für mir!“

„Vielleicht wird dieses Vergnügen Dir bereitet, aber ich glaube es nicht, er wird es nicht wagen.“

Gleich darauf trat Mathias ein, Onkel Hubert stand am Kamin und empfing ihn mit einem niederschmetternden Blick.

„Ich habe vorausgesehen, daß die Mutter Wanda's bei mir um Almosen betteln würde,“ sagte er, „aber ich glaubte nicht, daß Ihr so kühn sein könntet, dieses Amt zu übernehmen. Macht es kurz, sagt mit wenigen Worten, was Ihr mir zu sagen habt.“

Diese Anrede verwirrte Mathias, aber seine Verlegenheit währte nur einen kurzen Augenblick, trotzig warf er das struppige Haupt zurück.

„Ja, ich komme im Namen der Frau, der Sie ihr Kind genommen haben,“ erwiderte er in barschem Tone. „Wir wollen hier nicht erörtern, ob Sie ein Recht dazu hatten, oder ob Wanda berechtigt war, ihre Mutter zu verlassen. Dadurch, daß sie es that, stieß sie die Frau in Armuth und Elend, nachdem sie die Truppe verlassen hatte, gingen auch die übrigen Mitglieder, ich allein habe bei dem armen Weibe treu aus=

gehalten, ich habe sie gepflegt in ihrer Krankheit, ich habe für sie gebettelt, weil ich in anderer Weise nichts zu verdienen wußte."

„Fahrt fort!" sagte der alte Herr, als Mathias eine Pause machte, um den Eindruck seiner Worte zu erforschen.

„Sie war krank, Herr, sehr krank, sie mußte es werden, der Kummer über den Verlust ihres Mannes und ihres Kindes mußte ihre Gesundheit erschüttern. Niemand kümmerte sich um uns, in einer elenden Dachstube lag die Frau zwischen Tod und Leben, während ihr Kind im Ueberfluß lebte."

„Seid Ihr zu Ende?"

„Noch nicht. Als die Frau genesen war, mußten wir an die Zukunft denken. Sie besaß keine Mittel, um eine neue Truppe zu engagiren, und daß sie selbst ein hülfloses Geschöpf ist, werden Sie wissen."

„Das Alles hätte sie früher bedenken sollen!"

„Konnte sie ahnen, daß ihr Kind mit schnödem Undank ihr lohnen würde? Nein, sie konnte fordern, daß Wanda sie unterstützte, sie ist auch heute noch gesetzlich berechtigt, dies zu verlangen. Daran dachten wir, als wir die Residenz verließen, die Frau ist entschlossen, ihre Rechte geltend zu machen."

„Auf welchem Wege?“

„Auf dem gesetzlichen Wege! Sie wird durch die Behörde Wanda zwingen, zu ihr zurückzukehren.“

„Glaubt sie in Wahrheit, daß die Behörde diese Rechte anerkennen wird?“ fragte Onkel Hubert mit gemessener Ruhe. „Denkt sie nicht daran, daß hier Personen wohnen, welche der Behörde saubere Historien erzählen können?“

„Niemand kann beweisen, daß die Frau sich in irgend einer Weise gegen ihr Kind vergangen hat,“ erwiderte Mathias trotzig. „Man hat damals Vermuthungen aus der Luft gegriffen, um Wanda zu bewegen, ihre Eltern zu verlassen, wer will beweisen, daß diese Vermuthungen begründet waren? Können Sie es?“

„Ja, ich kann es,“ sagte der alte Herr, dessen Blick durchbohrend auf dem Possenreißer ruhte, „ich kann noch mehr beweisen, als das! Erinnert Ihr Euch des Tages, an welchem mein Diener Euch am Bette Bajazzo's traf?“

Mathias schlug die Augen nieder, der Hut entfiel seiner Hand, er bückte sich, um ihn wieder aufzuheben.

„So genau nicht mehr,“ erwiderte er, „aber was soll das?“

„Geduld! Ihr werdet Euch erinnern, daß Timm dem Kranken Geld brachte. Er war nicht beauftragt, es ihm einzuhändigen, er sollte es dem Vorsteher des Spitals übergeben, denn dieses Geld hatte die Bestimmung, dem Kranken eine bessere Pflege zu verschaffen. Timm legte die Banknoten auf das Bett des Kranken, Ihr wart dabei, Ihr bliebt sitzen, als mein Diener sich entfernte."

„Das weiß ich nicht mehr!"

„Dieser Einwurf ist mir der beste Beweis, daß Ihr Euch dessen sehr genau erinnert. Wo ist das Geld geblieben? Am nächsten Morgen war der Mann todt und das Geld verschwunden."

„Kann ich wissen, wo es geblieben ist?" fuhr Mathias auf. „Vielleicht hat es ein Wärter genommen!"

„Ihr wollt einen Unschuldigen verdächtigen, aber die Weise, in der Ihr es thut, wälzt den Verdacht auf Euch zurück. Ihr wißt wahrscheinlich nicht, daß ich an jenem Morgen im Spital war? Ihr wißt am Ende auch nicht, daß die Ansichten der Aerzte über die Ursache des Todes weit aus einander gingen? Wohl, ich will Euch diese Ursache nennen, damit Ihr die Ueberzeugung gewinnt, daß ich sie kenne. Nicht ein Schlag-

fluß hat den Mann getödtet, er ist ermordet worden, erstickt unter Kissen, die ruchlose Hände ihm auf's Gesicht preßten."

Den stieren Blick voll Entsetzen auf den alten Herrn gerichtet, den Mund halb geöffnet, stand Mathias da, wie ein Verbrecher, dem das Todesurtheil verkündet wird.

„Wissen Sie das so ganz sicher?" fragte er heiser.

„Wenn ich es nicht wüßte, würde ich es nicht behaupten," sagte Onkel Hubert, sich hoch aufrichtend. „Ihr wußtet es nicht?"

„Nein, ich hatte keine Ahnung davon!"

„Sonderbar! Ihr habt ja die Nacht im Spital zugebracht!"

„Wer sagt das? Wer —"

„Ruhig! Wenn Ihr diesen Ton anschlagt, werde ich mich genöthigt sehen, Euch die Thür zu zeigen! Ich wiederhole es, Ihr habt die Nacht im Spitale zugebracht, ein Wärter hat gesehen, daß Ihr in der Morgenfrühe das Haus verließet. Jetzt frage ich Euch noch einmal, wo ist jenes Geld geblieben?"

Mathias erhob den Blick, die verzehrende Gluth des Hasses loderte in seinen tückischen Augen.

„Mit welchem Recht fragen Sie mich?“ erwiderte er. „Weshalb haben Sie nicht damals sofort dem Gelde nachgeforscht? Ich weiß nichts davon —“

„O, Ihr denkt, es werde schwer halten, Euch zu überführen,“ fiel Onkel Hubert ihm in's Wort. „auf diesen Glauben stützt Ihr Euch, aber es ist eine schwache Stütze, die leicht zerbrechen kann! Weshalb ich damals nicht nachforschte? Ich hatte dafür verschiedene Gründe. Erstens fehlte mir die Zeit, ich wünschte so bald als möglich abzureisen, zweitens mochte ich Wanda durch die Nachricht der Ermordung ihres Vaters nicht betrüben, und drittens wünschte die Verwaltung des Spitals nicht, daß der Mord bekannt wurde. Aber verjährt ist die Sache noch nicht, es bedarf nur einer Anzeige, so übernimmt die Behörde die Nachforschungen, und die Aussagen der Aerzte und der Wärter werden das Dunkel bald lichten, welches über dem Verbrechen schwebt. — So, nun wißt Ihr, mit welcher Waffe ich kämpfen werde, wenn die Verfolgungen gegen Wanda wieder beginnen!“

Der Possenreißer hatte den Blick wieder gesenkt, er wagte nicht, ihn zu erheben, er wußte

jetzt, daß er vor einem strengen, unerbittlichen Richter stand, der ihn vernichten konnte.

„Es sind nur Vermuthungen,“ erwiderte er. „Es ist leicht, einen Menschen in Verdacht zu bringen und einen Unschuldigen —“

„Lassen wir das!“ unterbrach der alte Herr ihn mit einer raschen, abwehrenden Geberde. „Ich verlange nicht, Eure Rechtfertigung zu hören, überdies bin ich moralisch von Eurer Schuld überzeugt. Kommen wir auf den Zweck Eures Besuchs zurück! Ist die Frau hier?“

Mathias athmete sichtbar erleichtert auf.

„Nein,“ sagte er, „aber in einem benachbarten Dorfe. Wir haben es vorgezogen —“

„Gut, es war besser so, hier würde die Polizei Euch nicht geduldet haben.“

„Dafür hätten Sie Sorge getragen.“

„Ja, das hätte ich gethan! Was verlangt die Frau von mir?“

„Sicherstellung ihrer Existenz, sie kann das verlangen!“

Onkel Hubert zuckte geringschätzend mit den Achseln.

„Meint Ihr?“ fragte er. „Ich glaube es nicht. Aber ich will nicht, daß sie darben soll, ich habe ihrem Kinde versprochen, sie zu unter-

stützen, ich werde dieses Versprechen halten. In welcher Weise wünscht sie die Unterstützung?"

„Wenn sie eine Summe erhielte, mit der sie eine neue Truppe engagiren könnte! Einige hundert Thaler, wir haben Alles, Garderobe, Schaubude, sogar die Hunde verkaufen müssen, um unser Leben zu fristen."

„So können ihr einige hundert Thaler wenig nutzen, zudem wäre es nicht die richtige Art der Unterstützung," sagte der alte Herr ruhig. „Sie würde das Geld zu anderen Zwecken verausgaben und dann wieder auf mich zurückkommen, hier muß in andrer Weise geholfen werden."

„Nun, wenn Sie das nicht wollen, so würde die Frau auch mit einer Jahresrente vorlieb nehmen. Mit sechshundert Thalern jährlich glaubt sie auszureichen, sie würde dann in irgend einer Stadt eine Wohnung miethen und natürlich erwarten, daß Sie dieselbe einrichten, sie hat keinen rothen Pfennig mehr."

„Glaubt sie so hohe Ansprüche machen zu dürfen?" spottete Onkel Hubert. „Ich meine, sie könne sehr gut mit der Hälfte dieser Summe ausreichen. Aber auch diese würde ich ihr nicht zahlen, ich habe keine Lust, Euch ebenfalls zu er=

nähren. Arbeitet, mit Euren Kräften könnt Ihr genug verdienen."

„Habe ich eine Unterstützung für mich verlangt?" fuhr der Possenreißer trotzig auf.

„Direct freilich nicht, aber ich durchschaue trotzdem Eure Absichten. Sagt der Frau, sie möge eine Stadt wählen, welche sie wolle, ich würde sie alsdann im Hospitale unterbringen und jeden berechtigten Wunsch berücksichtigen."

„Im Hospitale!" höhnte Mathias.

„Ja, im Hospitale!" fuhr Onkel Hubert in einem Tone fort, der keinen Widerspruch duldete. „Sie wird dort Alles erhalten, was sie bedarf —"

„Und eine Gefangene sein!"

„Ich habe noch nie gehört, daß die Pfleglinge eines Hospitals wie Gefangene behandelt werden! Der Hausordnung wird sie allerdings sich fügen müssen, aber ich denke, einer alten Frau kann das nicht schwer fallen. Schlagt ihr das vor, auf eine Unterstützung in baarem Gelde lasse ich mich nicht ein."

Der alte Herr zeigte auf die Thür, aber Mathias traf keine Anstalten, diesem unzweideutigen Wink Folge zu geben.

„Ich möchte darüber auch mit Wanda spre-

chen," sagte er, „ich glaube nicht, daß sie diesen Vorschlag billigen wird. Welche Gründe sie auch haben mag, sich über die Frau zu beklagen, das Kind ist verpflichtet, die darbende Mutter zu ernähren."

„Diese Pflicht habe ich übernommen," erwiderte Onkel Hubert, „Ihr hört, daß ich sie erfüllen will. Ihr werdet Wanda nicht sehen, überdies wäre die Unterredung völlig nutzlos. Wanda wird mir Recht geben, wenn ich mich weigere, unverschämte Forderungen zu bewilligen, die überdies nur für eine kurze Zeit und nicht auf die Dauer die Existenz ihrer Mutter sicher stellen können. Mehr habe ich Euch für heute nicht zu sagen, bringt mir morgen die Entscheidung, dann werde ich die nöthigen Schritte thun, um der Frau ein dauerndes Unterkommen zu verschaffen!"

Mathias wollte noch einmal einen Einwurf erheben, aber der alte Herr zog an der Glockenschnur und befahl seinem gleich darauf eintretenden Diener, den Possenreißer zur Hausthür zu begleiten.

Mit Wuth und Haß im Herzen entfernte Mathias sich.

Es war nicht seine Absicht, für die Existenz

Jeannette's Sorge zu tragen, er wollte für sich selbst im Trüben fischen und die Unterstützungsgelder, welche er von dem alten Herrn für die Frau zu erhalten hoffte, für sich verwenden.

Es war Abend, als er das Haus verließ, langsam schlenderte er durch die Straßen, über einem Plane brütend, durch den er sich die Mittel verschaffen wollte, deren er bedurfte, um ein längst beschlossenes Vorhaben ausführen zu können. Mehrfache Versuche, auf ehrlichem Wege sein Brod zu verdienen, waren ihm fehlgeschlagen, man hatte ihm gesagt, auf dem Felde seiner bisherigen Thätigkeit blühe sein Weizen nicht mehr.

Er fühlte selbst, daß dies die Wahrheit war, und da er nichts Anderes gelernt hatte, so blieb ihm nur noch übrig, im Tagelohn zu arbeiten, wenn er nicht verhungern wollte.

Aber Mathias hatte schon als Kind vor der Arbeit Abscheu empfunden, wie hätte er sich jetzt im reiferen Alter mit ihr befreunden können!

Es gab da einen andern Weg, auf welchem man bequemer durch das Leben wandern konnte, die Bahn des Verbrechens. Vielleicht endete sie im Zuchthause, oder auf dem Schaffot — indeß, was lag daran, wo das Leben endete, wenn man es genossen hatte!

Er war mit vielen Gaunern und Vagabunden zusammengetroffen, sie hatten ihm gesagt, in den großen Städten, vorzüglich in London, sei es leicht, sich eine gute Einnahme zu verschaffen. Wenn man die Mittel habe, die Reisekosten zu bestreiten, so könne man nichts Besseres thun, als sich in dieser Stadt niederzulassen. Man lerne dort rasch, was Einem zu wissen nöthig sei, wenn man nur einen offenen Kopf mitbringe.

Darüber hatte Mathias so lange nachgedacht, bis der Entschluß in seiner Seele gereift war, Alles aufzubieten, um London zu erreichen; zur Ausführung dieses Entschlusses bedurfte er vor allen Dingen einer Summe Geldes zur Deckung der Reisekosten.

Da nun Onkel Hubert sich nicht geneigt zeigte, ihn in den Besitz dieser Summe zu setzen, so entwarf Mathias einen andern Plan, durch den er seinen Zweck ohne große Mühe zu erreichen hoffte.

Er fragte einen Vorübergehenden nach der Wohnung des Redacteurs Schandow und trat nicht lange darauf in das Arbeitscabinet des jungen Herrn, der augenblicklich den buckligen Possenreißer wieder erkannte.

Im ersten Augenblick fühlte Schandow sich durch diesen Besuch peinlich berührt, aber der lange gehegte Wunsch, zu erfahren, was damals in der Residenz vorgefallen war, erwachte wieder und söhnte ihn mit dem unangenehmen Gefühl aus.

Kurt von Helfenstein hatte nur einmal aus Paris geschrieben, aber die Gründe seiner geheimnißvollen Flucht ihm nicht mitgetheilt, der Stadtrath, der diese Gründe kannte, sprach auch nicht darüber, so mußte Schandow sich mit Vermuthungen begnügen, die er längst gerne gegen Gewißheit eingetauscht hätte.

Er erwiderte den Gruß des Possenreißers frostig und fragte ihn, was ihn nach S. führe.

Mathias ließ sich, ohne die Erlaubniß abzuwarten, auf einem Stuhle nieder und erwiderte, er habe dem Wunsche, Wanda wieder zu sehen, nicht widerstehen können.

„Ist das der einzige Zweck Eurer Reise?" fragte Schandow, an der Spitze seines Federhalters kauend, während sein lauernder Blick verstohlen das Gesicht des Possenreißers streifte.

Ein boshafter Zug umzuckte die Mundwinkel des buckligen Künstlers, er fuhr einige Male mit der Hand durch sein struppiges Haar und nickte dazu, als ob er sagen wolle, der junge

Herr sei auf der rechten Fährte, wenn er der Reise andere Zwecke unterschiebe.

„Sie hat's jetzt außerordentlich gut," erwiderte er, „sie führt das Leben einer Prinzessin, während ihre Mutter am Hungertuche nagt. Ihr Vater ist todt, und die Uebrigen sind auf und davon gegangen, aber das Alles werden Sie wohl wissen —"

„Kein Wort, Mathias!" fiel Schandow ihm in die Rede. „Ich habe keine Zeit gehabt, mich darum zu bekümmern. Ich weiß nur, daß das Mädchen ihre Eltern verlassen hat, und der Baron nach Paris gereist ist."

„Ah — seitdem ist es uns sehr schlecht ergangen."

„Und da wollt Ihr nun Unterstützung haben?"

„Ich nicht, die Mutter des Mädchens."

„Natürlich, Ihr habt ja keinen Anspruch darauf! Wart Ihr schon bei ihr?"

„Ich habe sie nicht gesehen."

„Ihr seid an der Thür abgefertigt worden?"

„Nein, ich sprach mit dem alten Herrn, er will nichts thun, außer, daß er der Frau ein Almosen anbietet, wie man es dem Bettler an der Thür giebt."

Schandow nickte und legte die Feder hin, um an seinen Nägeln zu kauen.

„Das ließ sich ja erwarten," sagte er boshaft. „Habt Ihr es nicht erwartet?"

„Nein!" fuhr Mathias ärgerlich auf. „Wenn ich mit ihr selbst gesprochen hätte, würde ich mehr erreicht haben."

„Ja — wenn!" spottete der junge Herr. „Felsen hütet sie wie seinen Augapfel, mich wundert, daß er sie nicht heirathet. Glaubt Ihr nicht auch, daß es sehr zarte Bande sind, die den alten Mann an dieses schöne Mädchen fesseln? Genirt Euch vor mir nicht, Ihr habt gewiß damals in der Residenz scharf beobachtet und mehr gesehen, als andere Leute ahnten! Ihr habt einen scharfen Blick, Mathias, ich weiß es, ich hatte früher Gelegenheit, dies zu bemerken."

„Was soll ich gesehen haben?" fragte Mathias.

„Hm — muß es nicht auffallen, daß ein angesehener Herr die Tochter eines Bajazzo in sein Haus nimmt und vor den Leuten wie sein Kind behandelt?"

„Freilich!"

„Muß man sich nicht fragen, welche Gründe ihn dazu bewegen?"

„Mitleid!"

„Bewahre, wenn es nur Mitleid wäre, dann hätte er sich damit begnügt, ihr eine kleine Summe einzuhändigen, oder sie in eine Erziehungsanstalt zu bringen, um ihr Gelegenheit zu geben, in besserer Weise für ihre Zukunft sorgen zu können."

Der Possenreißer zuckte mit den Achseln.

„Der Neffe des alten Herrn liebt sie," sagte er, „der Baron soll den jungen Mann lebensgefährlich verwundet haben, da hat sie ihn gepflegt, es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß sie sich später mit ihm verlobt hat —"

„Wartet einmal, darüber möchte ich nicht so rasch hinweggehen," fiel Schandow ihm hastig in's Wort. „Also ist es wahr mit dem Duell?"

„Natürlich! die Polizei war dem Herrn Baron auf der Ferse, er mußte fliehen."

„So — das ist der Grund! Ich dachte es mir, aber es ist stets angenehm, Gewißheit zu haben. Ihr meint, sie sei schon verlobt mit dem jungen Herrn? Wenn das der Fall wäre, dann würde es hier ein öffentliches Geheimniß sein! Nein, die Sache muß ganz anders liegen. Zwei junge Herren werben seit Monaten um ihre Hand und besuchen sie täglich, aber sie kann

sich nicht entscheiden, wem sie ihre Hand geben soll. So sagen die Leute, — glaubt Ihr es?"

„Weshalb nicht?"

„Thorheit! Wenn der alte Herr nicht da wäre, würde die Entscheidung ohne Verzug erfolgen. Ah! — Wanda verdirbt es mit Keinem, so lange sie ihn benutzen kann. Habt Ihr denn derzeit gar nichts bemerkt? Keine Vertraulichkeiten zwischen dem alten Mann und dem Mädchen?"

„O, doch — aber —"

„Seht Ihr wohl, da haben wir's! Was wollen wir mehr! Ihr wißt ganz bestimmt, daß es ein vertrauliches Verhältniß ist? Versteht sich, wenn es nicht der Fall wäre, hätte der alte Mann das Mädchen nicht mitgebracht."

Schandow hatte die Feder wieder aufgenommen, er warf rasch einige Zeilen auf das Papier, während ein tückischer Zug seine Lippen umspielte.

„Es wird ein famoser Artikel werden," fuhr er fort, „solchen Leuten muß man die Maske abreißen! Ich werde mich auf Euer Zeugniß berufen, es soll der letzte Artikel sein, den ich für dieses Blatt schreibe. Sie haben mich oft ohne Grund boshaft genannt, ich will ihnen zeigen, daß ich Bosheit genug besitze, mich für Beleidigungen zu rächen."

„Inzwischen könnte man ihnen noch einen andern Streich spielen!“ warf Mathias ein.

„Nur zu, wenn Ihr es vermögt!“

„Ich nicht, aber Herr von Helfenstein.“

Schandow blickte betroffen den Possenreißer an, der anscheinend in Nachdenken versunken mit der Hand über seinen fuchsigen Hut strich.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte er.

„Wenn der Herr Baron Wanda entführte!“

„Wie wäre das möglich?“

„Ich wollte es schon möglich machen, natürlich müßte ich vorher wissen, weshalb ich es thäte! Umsonst setze ich mich der Gefahr nicht aus, das kann der Herr Baron nicht verlangen. Es wäre am Ende leicht, Wanda zu bewegen, ihre kranke Mutter zu besuchen, Jeannette müßte einige Zeilen an sie schreiben, und der Brief ihr heimlich in die Hände gespielt werden. Vielleicht nähme sie Timm mit, ich wollte mit ihm rasch fertig werden.“

Schandow kaute immer eifriger an dem Federhalter, den er von Zeit zu Zeit benutzte, um einige Worte niederzuschreiben, und je länger Mathias sprach, desto intensiver wurde die Gluth, die in seinen Augen loderte.

Aber er schüttelte dennoch den Kopf, als der

Possenreißer schwieg, er gab sich den Anschein, als ob er diesen Vorsatz mißbillige, obgleich sein tückischer Blick nicht damit harmonirte.

„Damit mag ich nichts zu thun haben!“ sagte er.

„Ihre Hülfe ist auch unnöthig!“

„Es wäre mir überhaupt lieb, wenn Ihr mir das nicht gesagt hättet!“ fuhr er fort. „Wenn Herr von Helfenstein auf Euren Vorschlag eingehen will, so mag er es thun, ich will keine Kenntniß davon haben.“

„Wenn Sie ihm nur schreiben wollen —“

„Fällt mir nicht ein! Aber wenn Ihr ihm schreiben wollt, so gebe ich Euch seine Adresse.“

„Das genügt mir,“ nickte Mathias, „ich schreibe ihm heute noch, denn wenn es geschehen soll, muß es rasch geschehen. Der Herr Baron wird gewiß darauf eingehen, er muß sich nur hüten, daß Niemand ihn hier sieht.“

„Ja, das muß er,“ sagte Schandow, der inzwischen die Adresse auf einen Papierstreifen niedergeschrieben hatte, „ich würde an seiner Stelle nicht kommen. Ihr könnt mir also nichts Positives über das Verhältniß Wanda's zu dem alten Herrn sagen?“

Mathias steckte den Zettel ein und erhob sich.

„Nein," erwiderte er, aber es wird sich wohl ganz so verhalten, wie Sie glauben."

„Natürlich."

„Und wenn Sie es veröffentlichen wollen, dann thun Sie es nicht eher, bis ich wieder fort bin."

„Nicht eher, bis ich selbst abreise. Wo logirt Ihr?"

„In einem Dorfe, eine Stunde von hier entfernt."

„Ihr werdet mir Nachricht geben, wenn Herr von Helfenstein hierher kommt."

„Wenn Sie es wünschen, gewiß!"

Mathias hatte die Thür geöffnet, er blieb zögernd auf der Schwelle stehen und wandte sich noch einmal um, als ob er erwarte, Schandow werde ihn wieder zurückrufen, um ihm eine Unterstützung anzubieten, als dies aber nicht geschah, ging er rasch ohne Gruß von dannen.

Zweites Kapitel.

Der Possenreißer hatte kaum das Haus Onkel Hubert's verlassen, als Hugo und Bertram hineingingen.

Hugo hatte seinen Freund aufgesucht und ihm die Gründe genannt, die ihn nöthigten, Wanda zur Entscheidung zu drängen, Bertram mußte zugeben, daß sie triftig genug waren, den lang hinaus geschobenen Schritt zu thun.

Onkel Hubert, den die Unterredung mit Mathias aufgeregt hatte, war eben im Begriff, seiner Adoptivtochter den Inhalt dieses Gesprächs mitzutheilen, als die jungen Herren eintraten.

Er hieß sie in seiner freundlichen, liebenswürdigen Weise willkommen und begann, nachdem Timm die brennende Lampe gebracht hatte, mit seinen Mittheilungen.

Die Schatten einer wehmüthigen Trauer um-

wölkten das schöne Antlitz Wanda's, während in den Augen der jungen Herren die Gluth des Zornes und der Entrüstung blitzte. Bertram verlangte, die Polizei müsse davon benachrichtigt werden, daß Mathias gewagt habe, die Stadt wieder zu betreten, Hugo äußerte die Ueberzeugung, der Bursche sei im Auftrage Helfenstein's gekommen, um zu spioniren.

Onkel Hubert wies alle Befürchtungen zurück.

Er glaube, daß Mathias nichts weiter als Bettelei bezweckt habe, sagte er, der Baron werde sich hüten, die Verfolgung wieder zu beginnen, nachdem er so schmählich Fiasco gemacht habe, überdies sei Wanda in seinem Hause vor jeder Verfolgung sicher. Er wollte Timm in das Dorf schicken und sich Gewißheit darüber verschaffen, ob Mathias ihm die Wahrheit gesagt habe, wie groß aber auch die Noth sein möge, zu keiner andren Hülfe werde er sich bereit finden lassen.

Wanda sprach für ihre Mutter, sie bat den alten Herrn, nicht zu streng mit der Frau in's Gericht zu gehen, habe sie gefehlt, so habe sie nun auch bitter bereut. Onkel Hubert schüttelte ungeduldig das graue Haupt und legte seine

Hand leicht auf den Arm das Mädchens, sie mit inniger Theilnahme anschauend.

„Diese Worte machen Deinem Herzen Ehre,“ sagte er, „wer, der Dich kennt, könnte auch erwarten, daß Du die Mutter vergessen würdest! Aber kannst Du mir einen Weg zeigen, auf dem man in besserer und sicherer Weise für die letzten Tage ihres Lebens sorgen könnte? Gebe ich ihr Geld, so wird sie es verschwenden, dieser Schuft, der sie begleitet, wird sie darum betrügen, ja, er wäre im Stande ein Verbrechen zu begehen, um sich ihres Geldes zu bemächtigen. Dasselbe wäre der Fall, wenn ich ihr eine Jahresrente aussetzte, sie würde keine Freude davon haben. In einem Hospitale findet sie Alles, was sie bedarf, neben dem Obdach und reichlicher Nahrung eine gute Pflege, und wenn sie will, auch Beschäftigung.“

„Ich fürchte, sie wird dieses Anerbieten nicht annehmen,“ erwiderte Wanda leise, „sie ist gewohnt zu herrschen, sie kann sich in keine strenge Hausordnung fügen.“

„Man muß ihr Bedenkzeit lassen,“ meinte Hugo, der seiner wachsenden Aufregung kaum noch gebieten konnte.

„Wenn Etwas sie in dem Entschlusse, meinen

Vorschlag abzulehnen, bestärkt, so thut es der Haß, den Mathias gegen mich hegt," sagte der alte Herr, „ich vermuthe, daß er hier im Trüben fischen, Deine Mutter und mich betrügen wollte."

„Dann wäre es besser, wenn Du Timm hinschicktest und durch ihn Deinen Vorschlag wiederholen ließest," nahm Bertram das Wort. „Timm nimmt kein Blatt vor den Mund, und daß er diesen Possenreißer nicht fürchtet, hat er oft genug bewiesen."

„Noch besser ist es, ich gehe selbst," sagte Wanda mit einem bittenden Blick auf den alten Herrn, der ablehnend das Haupt schüttelte, „habe ich auch nie einen besonderen Einfluß auf sie gehabt, so kann ich sie doch überzeugen, daß Ihr Vorschlag —"

„Mein Kind, davon würdest Du sie wahrlich nicht überzeugen können," erwiderte Onkel Hubert ernst. „Der Groll, den sie gegen Dich damals schon hegte, ist gewachsen in der Zeit der Trennung, der Neid hat ihm täglich Nahrung gegeben."

„Zudem würden Sie sich einer ernsten Gefahr aussetzen," fügte Hugo hinzu.

„Ah, befürchten Sie eine gewaltsame Entführung?" scherzte Wanda, während sie ihre

Stickerei aufrollte. „Timm könnte mich begleiten, das müßte uns Alle ja beruhigen."

„Sie würden nur in unserer Begleitung hingehen," sagte Bertram, „aber obgleich ich die Gefahren nicht sehe, vor denen Hugo Sie warnt, möchte ich ebenfalls Ihnen rathen, diesen Schritt nicht zu thun."

„Nein, Du wirst ihn nicht thun," nahm Onkel Hubert das Wort, der langsam auf und niederschritt und seinen Gedanken nachhing. „Wenn Deine Mutter Sehnsucht hegt, Dich wiederzusehen, so mag sie hierher kommen, ich glaube nicht, daß es der Fall sein wird. Aber was hat unser junger Freund? Sie sind erregt, Hugo, ist Ihre Angst vor den Gefahren, welche Sie sehen wollen, so groß?"

Er stand vor dem jungen Manne und blickte ihn mit seinen freundlichen, treuherzigen Augen theilnehmend an.

Auch Wanda sah von ihrer Stickerei auf, aber als ihr fragender Blick dem des Jünglings begegnete, schlug sie betroffen die Augen nieder.

Die Ahnung, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei, stieg in ihr auf, der Augenblick, dem sie seit Monaten mit Bangen entgegensah.

Hugo kam ohne lange Einleitung zur Sache, er berichtete den Vorschlag, den seine Mutter ihm gemacht hatte, der auch ihn zwang, zwischen den Eltern und der Geliebten zu wählen, er sagte, daß er niemals auf diesen Vorschlag eingehen werde, daß er aber den Bruch mit seinen Eltern vermeiden wolle, wenn er der Hoffnung, die Geliebte sein nennen zu dürfen, entsagen müsse.

Purpurgluth hatte bei den ersten Worten die Wangen des Mädchens übergossen, die zitternden Hände vermochten die Nadel nicht mehr zu führen.

„Wie auch die Würfel fallen mögen, Wanda," sagte Bertram. als sein Freund schwieg, „Ihre Entscheidung wird das Band der Freundschaft nicht zerreißen."

„Ich weiß, daß Ihre Entscheidung mir den Sonnenglanz rauben wird, der bisher meinen Pfad vergoldete," fuhr Hugo fort, „es kann ja nicht anders sein, denn der Weg, auf dem Sie an der Seite Bertram's durch das Leben wandern werden, ist glatt und eben, geschmückt mit duftenden Blüthen und umflossen von strahlendem Sonnenschein. Mein Weg ist rauh und steinig, und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich Sie

auf meinen Armen tragen würde, um Sie vor den Dornen zu schützen, so —"

„Sagen Sie das nicht," fiel der alte Herr ihm freundlich in die Rede, „sprechen Sie nicht so, Hugo, auch in der Selbstverleugnung muß man Maß und Ziel halten! Wahre Liebe schreckt vor Dornenpfaden nicht zurück, sie vergoldet mit ihrem Strahlenglanz diese Pfade und achtet der Steine nicht, die sie auf ihrer Wanderung findet. So möge denn Wanda ihr Herz fragen, welche Entscheidung sie treffen soll, und wenn ihre Wahl Sie zwingt, das Elternhaus zu verlassen, so finden Sie hier in meinem Hause eine neue Heimath. Bebe vor dem Gedanken an den Bruch mit den Eltern nicht zurück, Wanda, wenn anders Dein Herz für Hugo spricht, er trägt an diesem Bruch keine Schuld. Nein, es ist seine Schuld nicht," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „ich weiß es, ich kenne die Halsstarrigkeit, mit der seine Eltern festhalten an den Vorurtheilen ihres Standes, ihre Furcht vor dem Urtheile der sogenannten öffentlichen Meinung und den Hochmuth, mit welchem sie hinabblicken auf Alle, die unter ihnen stehen. Dürfen sie fordern, daß zwei Menschenherzen ihr ganzes Lebensglück diesen Vorurtheilen opfern sollen? Muß nicht die Liebe ihnen

sagen, daß sie verpflichtet seien, diese Vorurtheile dem Glück ihres Kindes zu opfern? Ah — die Stunde wird kommen, in der die Liebe den Dämon in ihren Herzen besiegt und die Kluft überbrückt, welche Stolz und Selbstsucht gegraben haben."

Bertram blickte befremdet seinen Oheim an, der sich zum Anwalt Hugo's aufwarf und der Werbung seines Neffen mit keiner Silbe Erwähnung that, aber der alte Herr nickte ihm lächelnd zu, als ob er sagen wolle, das sei er dem Freunde schuldig, Bertram bedürfe ja keines Anwalts. Wanda senkte das Köpfchen auf die Stickerei nieder, es war ihr unmöglich, in diesem Augenblick das entscheidende Wort zu sprechen.

Sie wollte zuvor mit Bertha darüber reden, die jetzt in jedem Augenblick eintreffen konnte, Bertram mußte vorbereitet werden, vielleicht erwachte in seinem Herzen die Liebe zu seiner treuen Pflegerin, wenn er das hübsche, heitere Mädchen wiedersah, — nein, sie konnte heute noch nicht dem Verlangen Hugo's Folge geben, sie war nicht darauf vorbereitet, daß der Augenblick der Entscheidung so plötzlich nahen könne.

„Ich verkenne die Umstände nicht, welche Sie nöthigen, diese Frage an mich zu richten," sagte

sie mit bebender Stimme, ohne den Blick zu erheben, „aber es ist mir unmöglich, mich heute zu entschließen. Halten Sie Ihre Eltern noch einige Tage hin, ich bitte Sie darum, gönnen Sie mir nur noch acht Tage, ich will diese Frist benutzen, um ernst mit mir zu Rathe zu gehen."

„Wanda, haben Sie es nicht schon oft gethan, seitdem Sie hier weilen?" fragte Hugo erregt. „Mußte nicht an jedem Tage diese Frage sich Ihnen aufdrängen?"

„Gewiß, und Sie dürfen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß sie mir manche trübe Stunde bereitet hat! Muß ich nicht fürchten, daß meine Entscheidung einen geliebten Freund unglücklich machen wird? Können Sie mir verargen, wenn ich unter solchen Verhältnissen zögere, die Wahl zu treffen? Muß ich Ihnen noch sagen, daß ich Sie Beide liebe, und daß ich noch nicht weiß, ob ich nicht dem eignen Lebensglück entsagen werde, um —"

„Das dürfen Sie nicht, Wanda!" rief Bertram in leidenschaftlicher Erregung.

„Ich würde Ihnen eine treue Freundin sein und bleiben, die Freundschaft wirft ja auch einen Sonnenglanz auf die Pfade des Lebens!"

„Du würdest mein Kind bleiben," sagte Onkel Hubert, „welchen Entschluß Du auch fassen magst —"

Er brach ab, die Hausglocke war ungestüm gezogen worden, man hörte draußen die raschen Schritte Käthchen's, welche ging, um die Thür zu öffnen, und jetzt vernahm man auf der Straße das fröhliche Lachen Timm's.

„Bertha!" sagte Wanda, indem sie sich rasch erhob. „Wir erwarten sie heute Abend."

Sie athmete leichter und freier, die Freude scheuchte die trüben Schatten von ihrer Stirne, mit ihren schönen, blitzenden Augen blickte sie die Freunde lächelnd an.

„Heute nach acht Tagen!" nickte sie ihnen zu. „Ich verspreche Ihnen, dann die entscheidende Antwort auf Ihre Fragen zu geben."

Sie eilte zur Thür, um die Freundin zu empfangen, Onkel Hubert trat zu den Freunden.

„Wir müssen uns gedulden," sagte er leise, „die Wahl fällt ihr schwer. Sprechen Sie offen mit Ihren Eltern, Hugo, es ist besser, Sie werden dann später sich keine Vorwürfe machen."

Es blieb keine Zeit, Ansichten über diesen Rath auszutauschen, Bertha stand schon auf

der Schwelle, die Höflichkeit forderte, sie willkommen zu heißen.

Freudig leuchtete es in den dunklen Augen des hübschen Mädchens auf, als sie dem Blick Bertram's begegneten, wie Frühlingssonnenschein glitt es über ihr erglühendes Antlitz.

„Sie sind nun ganz wieder hergestellt," sagte sie heiter, indem sie dem jungen Manne die Hand reichte, „ich sehe es Ihnen an, Sie stehen wieder vor mir, wie ich Sie damals an jenem verhängnißreichen Morgen vor mir sah. Ich soll Ihnen tausend Grüße mitbringen von meinem Vater und dem Herrn Doctor, Ihnen Allen!"

Wanda hatte inzwischen der Freundin Hut und Mantel abgenommen und einen Sessel an den Tisch gerückt, in welchen Bertha sich jetzt niederließ.

Wie sie, so hatten auch Wanda und die Herren unzählige Fragen zu stellen, von denen viele in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung unbeantwortet blieben.

Da saß sie vor ihm, das schöne schlanke Mädchen mit dem lieblichen Gesicht und den seelenvollen Augen, sie, der er nach der Aussage des Arztes die Rettung seines Lebens verdankte!

Wenn er nur in diese Augen recht tief hätte

hineinschauen wollen, so würde er entdeckt haben, daß sie nur seinetwegen gekommen war, daß all' ihr Denken und Fühlen nur ihm galt, daß sie nur an seiner Seite ihr Glück suchte.

Sagte ihm nicht sein eignes Herz, daß er verpflichtet sei, die Hoffnungen zu erfüllen, welche die Retterin seines Lebens auf ihn baute?

Mußte er nicht nachdenken über die Andeutungen seines Oheims und die Gewißheit erlangen, daß die Wahl Wanda's auf seinen Freund fallen würde?

Ja, mußte nicht die Ahnung in ihm aufsteigen, daß Wanda absichtlich ihre Freundin eingeladen hatte, um zwei Herzen einander näher zu führen, deren Bund schon im Himmel geschlossen war?

Nichts von alledem, die erregte Stimmung, in der er sich befand, erlaubte ihm nicht, solche Beobachtungen anzustellen, er hoffte noch immer, und jetzt fester denn zuvor, daß er der Glückliche sein werde, der die Braut heimführe.

Desto schärfer beobachteten Wanda und Onkel Hubert die Beiden, sie erkannten, daß in der Seele Bertha's die Liebe nur noch fester und tiefer Wurzel geschlagen hatte, und daß alle Hoffnungen, Wünsche und Träume dieses Mädchens

nur in dem einen Wunsche gipfelten, an der Hand Bertram's durch das Leben wandern zu dürfen.

Die Stunden des Abends verstrichen rasch, Bertram und Hugo verabschiedeten sich, Onkel Hubert blieb mit den beiden Damen allein.

Es wäre ihm peinlich gewesen, wenn er mit Wanda im Beisein ihrer Freundin über ihre Wahl hätte reden sollen; um dem vorzubeugen, zündete er eine Kerze an und zog sich in sein Schlafgemach zurück.

„Nun laß Dich noch einmal umarmen," sagte Bertha heiter, als sie sich mit ihrer Freundin allein sah, „ach, ich habe mich so sehr danach gesehnt und darauf gefreut, Dich, Du liebes, treues Herz, wiederzusehen!"

„Galt Dein Sehnen und Deine Freude nicht in höherem Grade einem Andern?" fragte Wanda lächelnd.

Bertha senkte das Köpfchen, eine verrätherische Gluth übergoß ihre Wangen.

„Es wäre ja ein hoffnungsloses Sehnen," sagte sie leise, „reden wir nicht davon. Du bist glücklich?"

„O, sehr glücklich!" erwiderte Wanda mit leuchtenden Augen. „Wohin ich blicke, sehe ich

nur Liebe, was ich höre, sind Worte der Liebe, — wie sollte ich nicht glücklich sein!"

„Geliebt von Allen — ach ja, wer möchte Dich nicht lieben!" seufzte Bertha, deren rosiges Gesicht ein Schatten der Wehmuth umwölkte.

„Wirst Du nicht auch geliebt?" fragte Wanda, ihren Arm um den Nacken der Freundin schlingend. „Hast Du nicht auch einen Vater, der für Dich sorgt, eine Freundin, die Dich liebt, und — ja, wir müssen darüber reden, ein Herz, welches Dich glücklich machen wird?"

„Ein Herz, welches mich glücklich machen wird?" wiederholte Bertha, leicht das Köpfchen wiegend. „Nein, meine Freundin, wenn ich noch eine leise Hoffnung gehegt hätte, so würde ich sie heute Abend zu Grabe getragen haben."

„So rasch verzagst und entsagst Du?"

„Er liebt nur Dich!"

„Und doch ist es nur Freundschaft, was mich an ihn ketten kann."

„Hast Du noch keine Entscheidung getroffen?" fragte Bertha, den Blick erhebend.

„Nein, aber ich werde in acht Tagen sie treffen müssen."

„Und ich weiß, wen sie beglückt!"

„Du denkst an Bertram!"

„Gewiß! Hat er nicht für Dich die Wunde empfangen, die ihn dem Tode nahe brachte? Mußt Du nicht die Ueberzeugung hegen, daß er freudig sein Leben Deinem Glück opfern würde?"

„Es ist wahr," sagte Wanda leise, „und eben, weil ich dies Alles weiß, betrübt es mich so tief, daß ich seinen schönsten Hoffnungen den Todesstoß geben muß."

„Du mußt es?" fragte Bertha erstaunt.

„Ja, ich muß, mein Herz gebietet es mir!"

Bertha schüttelte zweifelnd das Köpfchen, als wolle sie sagen, das sei ihr ein Räthsel, welches sie nicht lösen könne.

„Höre mich an, und dann urtheile," fuhr Wanda fort. „Ich weiß, daß Bertram mich liebt, ich weiß, daß, wenn ich ihm meine Hand reichte, mein Leben eine Wallfahrt in einem Paradiese sein würde. Seine Mutter liebt mich, sein Vater wird mir freudig seine Arme öffnen, und wer auch einen Stein aufheben möchte, um ihn auf mich zu schleudern, er würde mich nicht treffen. Ja, ich weiß, daß es der Wunsch seiner ganzen Familie ist, ich möge ihm mein Jawort geben, und dennoch, trotz alledem flüstert unaufhörlich eine innere Stimme mir warnend zu, ich dürfe es nicht. Begreifst Du, daß es mir unmöglich ist,

in ihm mehr als einen Freund zu sehen? Ich kann den Gedanken nicht fassen, daß ich ihn meinen Gatten nennen soll, eine treue Freundin werde ich ihm bleiben, ihm mehr zu sein, ist mir nicht möglich.“

„So liebst Du ihn nicht!“

„Doch, ich könnte ihm Alles opfern, ich könnte seinetwegen darauf verzichten, an der Seite eines andern Mannes mein Glück zu suchen, ich könnte mich begnügen mit dem beseligenden Gefühl der Freundschaft, welches ich für ihn empfinde.“

„Und Hugo?“

„Ah, ihn liebe ich so glühend, wie nur das Weib den Mann lieben kann! Sieh, ich weiß, daß er mit seinen Eltern brechen muß, wenn er mich gewinnen will, ich weiß, daß seine Familie schonungslos mich steinigen wird, daß wir mit Noth und Sorgen kämpfen werden, sobald wir unsere Hochzeit gefeiert haben. Mich schreckt das nicht ab, so schmerzlich mir auch die Feindschaft seiner Familie ist, ich fühle den Muth und die Kraft, ja auch die Freudigkeit in mir, Hand in Hand mit ihm den Kampf mit den Mächten des Schicksals aufzunehmen. Sie werden mich nicht verzagt finden, ich biete ihnen muthig die Stirne

und vertraue darauf, daß ich in diesem Kampfe siegen werde."

„So bist Du entschlossen, ihm Deine Hand zu reichen?" fragte Bertha gedankenvoll.

Wanda schwieg, vor dem forschenden Blick der Freundin schlug sie die Augen nieder.

„Noch weiß ich es nicht," sagte sie nach einer Weile sinnend. — — „Ich soll mich entscheiden, Hugo verlangt es, ich habe mir Bedenkzeit ausbedungen, um Bertram vorzubereiten. Der Schlag wird ihn nicht so hart treffen, wenn er Dich neben mir sieht, er muß ja in Deinen Augen lesen, daß —"

„Er wird nichts in ihnen lesen," unterbrach Bertha sie traurig. „O, ich liebe ihn mit aller Kraft meiner Seele, seine Gattin sein zu dürfen, wäre für mich das höchste Erdenglück. Aber ich glaube, das Schicksal hat ihm und mir das Loos der Entsagung beschieden, und das Geschick eines Jeden muß sich erfüllen."

„Nein, nein," erwiderte Wanda rasch, „glaube mir, er wird Dich liebgewinnen, alle die Liebe, die er zu mir hegt, auf Dich übertragen, wenn er die Ueberzeugung gewinnt, daß er die Schranke nicht niederreißen kann, die zwischen ihm und mir sich aufthürmt! Du sollst, Du wirst glück-

lich werden, Du hast es tausendfach verdient!"

Bertha schüttelte wieder das Köpfchen.

„So gehen wir Beide einem harten Kampfe mit den Mächten des Schicksals entgegen," sagte sie, „und nur ahnen und hoffen dürfen wir, daß dieser Sturmesnacht ein Frühlingstag folgen werde!"

Sie hatte sich erhoben, Wanda zündete eine andere Lampe an.

„Wir wollen zu Bett gehen," nahm Bertha nach einer Pause wieder das Wort, „die Reise hat mich ermüdet, vielleicht blicken wir morgen, wenn der Geist wieder frisch ist, heiterer in die Zukunft."

„Die Nacht ist keines Menschen Freundin," nickte Wanda, „am wenigsten eines verzagten Herzens. Onkel Hubert ist in unsere Geheimnisse eingeweiht, Bertha, mit ihm dürfen wir ohne Scheu und Rückhalt darüber reden, sein Wunsch ist es, uns Alle glücklich zu sehen!"

Sie gingen hinaus und schritten auf dem Wege zu ihrem Schlafgemach an der Thür vorbei, hinter der Onkel Hubert ruhelos auf und niederwanderte.

Er konnte die Nebel, die ihn umhüllten, nicht

verscheuchen, die Bilder und Gestalten, die aus ihnen aufstiegen, ängstigten ihn.

Wie die Entscheidung Wanda's ausfiel, wußte er, und er wußte auch, daß sie für Bertram ein vernichtender Blitz war, der aus heiterem Himmel plötzlich auf ihn niederfuhr.

Durfte er hoffen, daß Bertram in der tiefen, innigen Liebe Bertha's Ersatz suchen werde für das, was er verloren hatte?

Der alte Herr blieb stehen, seine Gedanken beschäftigten sich lange mit dieser Frage, er fand keine Antwort, die ihn befriedigte, kopfschüttelnd setzte er seine Wanderung wieder fort.

Er hörte Timm und Käthchen und bald darauf auch die jungen Damen draußen an seiner Thür vorbeigehen, er fühlte noch kein Bedürfniß, sich zur Ruhe zu begeben.

Die Mutter Bertram's war neu aufgelebt, seitdem sie mit Wanda verkehrte.

Onkel Hubert wußte, daß sie mit Sicherheit erwartete, Wanda einst ihre Tochter nennen zu dürfen, auch für sie war die Entscheidung eine herbe Enttäuschung.

Der alte Herr wollte mit Bertram noch einmal reden, ihn abermals auf Bertha aufmerksam machen und, wenn es sein mußte, ihm offen

erklären, daß er auf seine Hoffnungen verzichten müsse.

Er wollte auch seine Schwägerin vorbereiten und sie bitten, Bertha zu prüfen, deren Liebe ihr nach seiner Ansicht den Verlust Wanda's ersetzen konnte.

Wie es dann auch kommen mochte, er hatte seine Pflicht erfüllt, und es war nicht seine Schuld, wenn sie den Sonnenschein, den er ihnen zeigte, nicht sehen wollten.

So weit war Onkel Hubert in seinem Gedankengange gekommen, als er sich entschloß, zu Bett zu gehen.

Er warf einen Blick auf seine Uhr, Mitternacht war vorbei, der alte Herr erstaunte, daß die Zeit so rasch verstrichen war. Er kleidete sich langsam aus, noch immer seinen Gedanken nachhängend, er hatte eben Rock und Weste abgelegt, als sein scharfes Ohr ein Geräusch vernahm, welches sofort seine Aufmerksamkeit fesselte.

Er horchte, das Geräusch kam aus dem Erdgeschoß, Onkel Hubert glaubte jetzt das Knarren einer Thür zu vernehmen.

Timm, Käthchen und die jungen Damen waren längst zu Bett gegangen, die Befürchtung lag

nahe, daß ein Fremder sich in das Haus eingeschlichen hatte.

Wieder knarrte die Thür, vernehmlicher wie zuvor; der alte Herr ergriff eine der beiden Pistolen, die über seinem Bette hingen, und spannte den Hahn.

In der linken Hand die brennende Kerze, in der rechten die Waffe, verließ er geräuschlos das Zimmer.

Leise stieg er die Treppe hinunter, es war nicht seine Absicht, den unberufenen Gast zu verscheuchen, er wollte ihn überraschen und unschädlich machen.

Er sah durch eine Spalte in der Thür des Wohnzimmers Licht schimmern, entschlossen stieß er die Thür auf, sein erster Blick fiel auf einen Vagabund, der vor dem geöffneten Secretair stand und mit seinen schmutzigen Händen in den Papieren wühlte.

Der Verbrecher wandte sich um, bestürzt wich er zurück, als er die hohe Gestalt mit erhobenem Arm vor sich sah.

Aber auch Onkel Hubert war überrascht, sein Blick ruhte durchdringend auf dem aufgedunsenen Gesicht.

„Simmer!“ sagte er, die Waffe senkend.

„Der Teufel, daß Sie hier wohnten, wußte ich nicht,“ brummte der Vagabund ärgerlich.

„Bah — wenn Ihr's gewußt hättet, würde es Euch nicht abgehalten haben, das Verbrechen zu begehen.“

„Mag sein, indeß kenne ich Ihre Wachsamkeit, sie wäre für mich ein genügender Grund gewesen, mein Glück anderswo zu versuchen. Lassen Sie mich hinaus, Herr Felsen, ich werde Sie nicht wieder belästigen.“

„Nicht von der Stelle!“ rief der alte Herr drohend. „Wenn Ihr nur eine verdächtige Bewegung macht, so zerschmettert eine Kugel Euch Arm oder Bein, Ihr kennt mich und wißt, daß ich keine leeren Drohungen liebe. Bleibt stehen, wo Ihr steht, und rührt Euch nicht, bis ich es Euch erlaube!“

„Das heißt, bis Sie die Wächter gerufen haben!“ höhnte der Vagabund, dessen stiere Augen den überlegenen Gegner tückisch anglotzten.

„Das wird sich finden,“ sagte Onkel Hubert gelassen, „vorab möchte ich einige Fragen an Euch richten. Auf welchem Wege seid Ihr hereingekommen?“

„Sie werden es morgen sehen,“ erwiderte

Simmer trotzig, während er die Arme auf der Brust verschränkte. „Durch den Garten und dann durch das Küchenfenster.“

„Ah — aber waren die Thüren nicht verschlossen?“

„Mir kann kein Schloß den Weg versperren!“

„Ja, ich weiß, Ihr seid stets ein geschickter Schlosser gewesen, hättet Ihr arbeiten wollen, wäre Manches anders gekommen. Manches, was durch Eure Schuld —“

„Durch meine Schuld?“ fiel der Vagabund ihm schneidend in's Wort. „Mein Weib ist nicht durch mich unglücklich geworden.“

„Durch Eure Trunksucht, Simmer, Ihr habt sie mißhandelt, habt Euch nicht geschämt, ihren sauer verdienten Lohn in's Wirthshaus zu tragen.“

„Ja, sauer verdient war das Geld,“ erwiderte Simmer, dessen Lippen ein tückischer Zug umspielte, „Sklavenlohn, an dem der Schweiß und die Verwünschungen meiner Frau hingen. Und als man ihre Dienste nicht mehr bedurfte, gab man ihr einen Tritt, — mich wundert nur, daß man ihr nicht ein Verbrechen aufbürdete, dann hätte man sie rascher vor die Thür werfen können.“

„Ihr brecht den Stab über eine Dame, die Ihr nicht kennt," sagte Onkel Hubert zornig. „Wer zwang Eure Frau, ihren eignen Heerd zu verlassen und das Brod fremder Leute zu essen?"

„Natürlich, ich!" lachte der Vagabund roh. „Ich trieb sie hinaus, wie? Es ist mir nicht eingefallen, im Gegentheil, ich nahm es ihr übel, daß sie mich verließ. Weshalb heirathete sie mich, wenn sie es bei mir nicht aushalten konnte? Ich habe schon vor der Hochzeit gern getrunken, sie wußte es und nahm keinen Anstoß daran. Ah, sie war eine hübsche Frau, gewisse Herren lieben die hübschen Frauen, Können Sie sagen, das sei nicht die Wahrheit? Meine Frau wurde überredet, den Dienst anzunehmen, aus welchen Gründen, wissen Sie vielleicht besser als ich."

Die Gluth des Zornes loderte in den Augen des alten Herrn auf, aber er bezwang sich, er sagte sich, dieser Lump könne ihn nicht beleidigen.

„Was Ihr damit sagen wollt, weiß ich wahrlich nicht," erwiderte er, „Eure Frau bot damals ihre Dienste als Wärterin an, und meine Schwägerin engagirte sie. Woran es lag, daß das Ver-

hältniß zwischen Wärterin und Herrin sich nicht erfreulich gestalten wollte, das wissen wir Beide, die Herrin war reizbar, die Wärterin unverträglich. Das scheue, schweigsame Wesen Eurer Frau, ihr hinterlistiger Charakter und ihre Unverschämtheit in manchen Dingen mußten die Herrin reizen, so kam es, daß manchmal Worte fielen, die freilich besser nicht gesprochen worden wären. Nichtsdestoweniger blieb Eure Frau drei Jahre in dem Hause, und als sie nun ihren Abschied erhielt, da hatte sie vorher Zeit genug gehabt, sich auf ihn vorzubereiten. Ah, wenn ich an jenen Tag noch denke! Ich kann nicht annehmen, daß Eure Frau mit dem Kinde verunglückt sein soll, so gern ich es auch möchte, ich kann es nicht, weil es mir zu klar ist, daß Verzweiflung und Grauen vor der Zukunft sie in den Tod getrieben haben. Aber daß sie aus niedriger Rachsucht eine Mutter ihres Kindes berauben konnte, das ist ihr auch dort oben nicht verziehen worden!"

Wieder umspielte jener tückische Zug die Lippen Simmer's.

„Sie nennen es Rachsucht, es war gerechte Vergeltung," sagte er mit heiserer Stimme. „Ja, wenn Sie wüßten, was ich weiß!"

„Was wißt Ihr?“ fragte Onkel Hubert scharf. „Wißt Ihr mehr als ich?“

„Hm, ich werde mich hüten, etwas für ein Butterbrod zu verkaufen, was Tausende werth ist.“

Der alte Herr trat rasch dem Vagabund näher, sein forschender Blick ruhte durchdringend auf ihm.

„Was wißt Ihr?“ fragte er noch einmal. „Nichts! Was könntet Ihr auch wissen! Ich habe mich oft gefragt, ob es denkbar sei, daß diese Frau eine so entsetzliche Rache habe nehmen können, eine solche Rache in dem Augenblick, in welchem sie das Leben verlassen wollte, um vor einen höheren Richter zu treten, dessen Gericht sie fürchten mußte. Ich habe nie eine Antwort auf diese Frage finden können, die Thatsache entsetzte mich, aber sie konnte nicht geleugnet werden. Das Werk war vollbracht, und die Elende lag unter dem Rasen, dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit hatte sie sich entzogen. Auf Euch hat dieser erschütternde Fall, wie ich sehe, keinen Einfluß geübt, Ihr seid immer tiefer gesunken, im Zuchthause werdet Ihr enden.“

„Möglich!“ erwiderte Simmer trocken. „Im Zuchthaus, oder im Spital, oder auf der Landstraße, so ist es ja das Loos des Armen.“

„Nicht des Armen, sondern des Trunkenbolds

und des Verbrechers. Weshalb seid Ihr nicht drüben geblieben?"

„Weil ich die Heimath wieder sehen wollte!"

„Sagt die Wahrheit, — weil Ihr drüben nicht mehr sicher war't."

„Bah — glauben Sie, den Armen könne nie Heimweh befallen?"

„Für Euch knüpften sich keine angenehmen Erinnerungen an die Heimath."

„Gleichviel, ob angenehm oder nicht, es sind Erinnerungen, die man nie vergessen kann."

„Und schon am ersten Abend nach der Heimkehr begeht Ihr ein Verbrechen!"

„Weil ich Geld haben muß, um zu leben. Es ist nicht meine Absicht, sehr lange hier zu bleiben, vielleicht nur so lange, bis ich das Geschäft gemacht habe, welches mich hierher führt. Ich handle mit Geheimnissen, Herr Felsen, wollen Sie mir eins abkaufen?"

„Redet, wenn es Werth für mich hat, dann werde ich —"

„Ja, dann werden Sie mir ein Almosen geben, wie man dem Hunde ein Stück Brod hinwirft!" fiel Simmer ihm höhnend in's Wort. „So klug, wie die Herren Felsen sind, von deren Klugheit ich derzeit manche Probe erhalten

habe, so klug bin ich auch, ich werde mein Geheimniß erst dann verkaufen, wenn ich den größten Nutzen daraus ziehen kann. Ich muß Geld haben, freiwillig wird Niemand es mir geben, so bleibt mir nichts übrig, als es zu nehmen, wo ich es finde, vielleicht werde ich darüber ertappt, wie ich jetzt ertappt worden bin, vielleicht gefällt es mir dann nicht hinter den schwedischen Gardinen, wohl, dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich mein Geheimniß theuer verkaufen kann. Machen wir ein Ende, lassen Sie mich hinaus, ich habe Ihnen nichts genommen und werde Ihnen auch nichts nehmen. Sie können natürlich morgen der Behörde diese Begegnung mit mir anzeigen, aber ich sage Ihnen voraus, die Polizei wird mich nicht finden."

„Deshalb will ich ihr die Unannehmlichkeit, auf Euch fahnden zu müssen, ersparen," unterbrach Onkel Hubert ihn kalt. „Wüßte ich nicht, daß Ihr unverbesserlich seid, so würde ich versuchen, Euch durch Güte auf einen andern Weg zu bringen, nun aber zwingt mich die Pflicht, Euch unschädlich zu machen."

Mit einem Schrei der Wuth wollte Simmer sich auf den alten Herrn stürzen, aber Onkel

Hubert hatte die Thür geöffnet und rasch hinter sich wieder geschlossen.

Da dieses Zimmer nur einen Ausgang hatte, so war der Vagabund ein Gefangener.

Onkel Hubert öffnete die Hausthür und setzte ein kleines Pfeifchen, welches er stets bei sich führte, an den Mund, schon nach wenigen Minuten bogen zwei Personen um die nächste Ecke, die mit eiligen Schritten sich dem Hause näherten.

Diese Beiden waren der Gerichtsbote Scharf und ein Nachtwächter, Scharf hatte in dieser Nacht als Polizeidiener die Wache.

Der Vagabund lachte höhnisch, als der alte Invalide eintrat, er setzte sich nicht zur Wehr, es wäre ja nutzlos gewesen, der Uebermacht mußte er erliegen.

Er wurde gefesselt, erst nachdem dies geschehen war, warf der Amtsbote einen prüfenden Blick auf die Gaunerphysiognomie seines Gefangenen.

„Neunundneunzig Schock Teufel sollen mich holen, wenn das nicht der versoffene Simmer ist!" sagte er, seinen weißen Schnurrbart streichend. „Sieh, sind wir schon so weit gekommen?"

„Wie Ihr seht," erwiderte der Vagabund gelassen, „der Eine früh, der Andre spät, an Euch wird die Reihe auch kommen."

„Führt ihn fort!" befahl Onkel Hubert. „Ich werde hier Alles so liegen und stehen lassen, wie Ihr es jetzt seht, bis das Protokoll aufgenommen ist."

In diesem Augenblick stürzte Timm, halb angekleidet und mit einem Schleppsäbel bewaffnet, in's Zimmer, er kam zu spät, um seinen Muth zu documentiren.

„Meiner Seel'," rief er, als er den Gefangenen bemerkte, „das ist ja eine ganz verfluchte Geschichte! He und dazu ein alter Bekannter! Soll mir Dieser und Jener holen, wenn ich nicht den Kerl mit der rothen Nase in der Residenz bei dem buckligen Possenreißer gesehen hab'!"

Onkel Hubert gab dem Amtsboten einen Wink, Timm begleitete die kleine Gesellschaft zur Hausthür und schloß hinter ihr zu.

„Euch sollen ja neunundneunzig glühende Bomben auf das Dach fahren!" sagte Scharf, als er sich auf der Straße befand. „Einbruch zur Nachtzeit mit bewaffneter Hand — he, Ihr habt Euch da

eine Suppe eingebrockt, die ich nicht mit Euch auslöffeln möchte."

„Wer weiß, was Ihr noch auslöffeln müßt!" erwiderte der Vagabund achselzuckend.

„Ihr wollt mich beleidigen?" fuhr der Amtsbote auf.

„Ganz und gar nicht, ich sage Euch nur die Wahrheit!"

„Nehmt Euch in Acht, ich bin Beamter und im Dienste!"

„Das wart Ihr damals auch, als Ihr Euch von mir traktiren ließet. Wißt Ihr es nicht mehr?"

„Von Euch?" spottete Scharf in verächtlichem Tone. „Wann hättet Ihr überhaupt jemals Geld dafür gehabt?"

„Damals, als Ihr noch nicht so viel hattet, um den übermäßigen Durst löschen zu können," sagte Simmer lakonisch. „Es war das Geld meiner Frau, welches wir gemeinschaftlich verjubelten, aber das konnte Euch gleichgültig sein. Ja, damals war ich Euer bester Freund, Ihr habt wenigstens unzählige Male gesagt, daß ich es sei, heute bin ich ein Schuft, ein Saufaus und schlechter Kerl, — na, an Euch wird auch noch die Reihe kommen. — Laßt das Käsemesser

nur stecken," fuhr er fort, als der Amtsbote eine verdächtige Bewegung machte, „wenn Ihr mich, einen wehrlosen Gefangenen, mißhandelt, sage ich's dem Bürgermeister."

Ein höhnisches Lachen war die erste Antwort des Amtsboten auf diese Bemerkung.

„Es ist ja Alles gelogen," erwiderte er, „wir kennen Euch, Ihr lügt dem Teufel ein Ohr ab. Aber wenn wir unter vier Augen wären, dann — — — bah, dem Herrn Bürgermeister könntet Ihr's hundertmal sagen, ich gelte mehr bei ihm, wie ein solcher Vagabund und Verbrecher."

„Wer weiß!" spottete Simmer. „Ihr werdet mir hier nicht lange Kost und Logis geben."

„Gewiß nicht, denn wir werden Euch sehr bald in's Zuchthaus schicken, da könnt Ihr Wolle spinnen, Mann, und mit dem Stock Bekanntschaft machen, wenn Ihr Euch nicht fügen wollt."

Sie standen vor dem Thor des Gefängnisses, als der Amtsbote diese Bemerkung äußerte.

„Und ich sage Euch, binnen acht Tagen werde ich frei sein," entgegnete der Vagabund mit der Ruhe der Ueberzeugung. „Nicht, wie Ihr wähnt, auf verbotenem Wege, nein, durch diese Thür, und ich werde dabei die Taschen voll Geld haben. Dann erinnert mich nicht an Eure

frühere Freundschaft. Ihr könntet eine Antwort erhalten, die Euch nicht angenehm wäre!"

Das Thor des Gefängnisses wurde geöffnet, ungehalten über die nächtliche Störung fragte der Schließer, wen man bringe.

„Einen Galgenvogel!" sagte Scharf höhnend. „Gebt ihm einen festen Käfig und schmale Kost!"

Dröhnend fiel das Thor hinter ihm zu, der Vagabund fuhr erschreckt zusammen, aber im nächsten Augenblick zuckte er verächtlich mit den Achseln.

Drittes Kapitel.

Jeannette zitterte vor Wuth, als Mathias ihr mittheilte, welches Anerbieten ihr der Adoptivvater Wanda's machen ließ.

Sie hatte während ihrer Krankheit nichts von ihrem Fett verloren, sie war noch immer derselbe schwerfällige Fettkoloß mit derselben gemeinen Physiognomie voll Bosheit und Tücke.

In dem niedrigen, ärmlich ausgestatteten Zimmer, welches nur ein schlechtes Bett, einen Tisch und zwei Stühle enthielt, schien sie sich ganz behaglich zu fühlen, ihre Ansprüche in dieser Beziehung waren stets bescheiden gewesen, die Anforderungen, welche sie an das Leben stellte, beschränkten sich auf das, „was zum Munde hineingeht".

Diesen Anforderungen konnte die Beköstigung in einem Hospitale nicht genügen, und Mathias,

der sein eignes Interesse dabei im Auge hatte, bestärkte sie in den unverschämten Forderungen, die sie an den Adoptivvater ihres Kindes stellte.

Als am Tage darauf Timm kam, um im Auftrage seines Herrn den Vorschlag desselben zu wiederholen, wurde ihm von Seiten Jeannette's ein Empfang zu Theil, der ihn erkennen lassen mußte, daß die triftigsten Vernunftgründe hier wirkungslos blieben.

Eine Jahresrente verlange sie, sagte die Mutter Wanda's; wolle man ihr diese nicht geben, so möge man sie in Noth und Elend verkommen lassen, wenn Wanda dies mit ihrem Gewissen vereinbaren könne.

Timm trat diesem Ansinnen mit Entschiedenheit entgegen und machte das Weib darauf aufmerksam, das sie im Grunde genommen nicht das mindeste Recht habe, auf eine Unterstützung Anspruch zu machen, sie müsse seinem Herrn für den Vorschlag, den er ihr gemacht habe, dankbar die Hand küssen, weise sie ihn trotzig zurück, so sei es ihre eigne Schuld, wenn sie in Noth und Elend verkomme, und Wanda werde sich deshalb keine Vorwürfe zu machen brauchen.

Jeannette zeigte ihm als Antwort auf diese

Bemerkungen die Thür, und da Timm kein Interesse daran fand, ob das Weib einer sorgenfreien, oder einer mit Noth und Elend durchflochtenen Zukunft entgegenging, so verschmähte er es, weitere Worte an sie zu verschwenden, er entfernte sich, nachdem er durch Blick und Geberden die ganze Fülle seiner Verachtung bewiesen hatte.

Mathias war mit dem Resultat dieser Unterredung außerordentlich zufrieden; nahm Jeannette den Vorschlag Onkel Hubert's an, so mußte er auf die Hoffnung, im Trüben fischen zu können, verzichten.

Er hatte an den Baron geschrieben, es war ein konfuses Schreiben gewesen, aber Kurt von Helfenstein konnte aus demselben die Sachlage erkennen, der Possenreißer erwartete jetzt mit wachsender Ungeduld die Antwort.

Die Hoffnungen, welche er auf das Geheimniß des Vagabunds gebaut hatte, schienen sich nicht verwirklichen zu sollen, Mathias erfuhr, daß der Vagabund verhaftet war, und zu mancher andern Sorge gesellte sich nun noch die, daß der Verhaftete vor dem Richter sein Geheimniß enthüllen, und diese Enthüllung die Verhaftung Jeannette's zur Folge haben werde.

Geschah dies, dann war Alles verloren, Jeannette mußte auf freiem Fuße bleiben, wenn der auf Wanda bezügliche Plan gelingen sollte.

Allerdings war es auch möglich, daß der Vagabund sich mit einer Macht gebrüstet hatte, die er nicht besaß, über diesen Punkt wollte Mathias sich Gewißheit verschaffen.

Es war ihm leicht, den Namen des Verhafteten zu erfahren, man sprach ja in allen Wirthshäusern über den Einbruch, die Geistesgegenwart und den Muth des Herrn Felsen, wie auch über die Vergangenheit des Gefangenen, die Vielen bekannt war und Anderen durch dieses Ereigniß bekannt wurde.

Darüber waren mehrere Tage verstrichen, Mathias wartete noch immer vergeblich auf die Antwort des Barons, die Aufregung, in der er sich befand, verdoppelte in seinen Augen die Gefahren, die er als unheilschwangere Wolken über seinem Haupte sah.

In der Abenddämmerung eines stürmischen, unfreundlichen Herbsttages brachte Mathias die Rede auf den Vagabund.

Seine stechenden Augen hefteten sich durchbohrend auf das schwammige Gesicht Jeannette's,

als er sie fragte, ob sie einen Menschen kenne, der Simmer heiße.

Der Eindruck, den diese Frage auf das Weib machte, ließ ihn sofort erkennen, daß der Vagabund nicht zu viel behauptet hatte.

„Kennt Ihr ihn?“ fuhr Jeannette auf, deren Wangen erdfahl geworden waren, während der stiere Blick eine innere Angst verrieth. „Wo habt Ihr ihn gesehen? Wo ist er?“

„Weit genug von hier,“ sagte Mathias mit kaltem Gleichmuth, „ich traf ihn im vergangenen Winter in der Residenz.“

„Später nicht mehr?“ fragte das Weib erregt.

„Nein, später nicht mehr!“

Jeannette schien erleichtert aufzuathmen, aber der starre Blick verrieth, daß die Angst noch immer mit Felsenschwere auf ihrer Seele ruhte.

„Fragte er nach mir?“

„Natürlich,“ erwiderte der Possenreißer achselzuckend, „wie käme ich sonst zu der Frage, ob Ihr ihn kennt?“

Jeannette machte eine Bewegung der Ungeduld, Mathias gab sich den Anschein, als bemerke er sie nicht.

„Ein Vagabund,“ fuhr er fort, „ein roher Trunkenbold, den ich zu Allem fähig halte!“

„Das war er früher schon."

„Hm — Ihr kanntet ihn also früher? Ganz recht, er sagte es ja, er sprach nicht in sehr höflicher Weise über Euch."

„O, er ist ein Schuft, ein nichtswürdiger Schurke, er kann das Blaue vom Himmel lügen und findet seine Freude daran, Andere zu verleumden," sagte Jeannette, während sie mit einem Tuche über ihre Stirne strich, auf welcher der Schweiß in hellen Tropfen perlte. „Er wird auch mich verleumdet haben."

„Das kann ich nicht behaupten," erwiderte Mathias, noch immer mit derselben leidenschaftslosen Ruhe, „er zeichnete Euch genau so, wie Ihr seid, nicht besser, noch schlimmer."

„Ihr habt natürlich mit ihm in ein Horn gestoßen!" wallte Jeannette erbost auf.

„Das ist das beste Mittel, um den Leuten die Würmer aus der Nase zu holen!" spottete Mathias.

Das Weib zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte mit halboffenem Munde den Possenreißer an, als ob sie ihn fragen wolle, wie lange sie noch auf der Folter liegen solle, und weshalb er ihr nicht den Todesstoß gebe, wenn er eine Waffe besitze, mit der er dies könne?

„Er hat ein Langes und Breites von einem

dunklen Geheimniß gesprochen," fuhr Mathias fort, „kennt Ihr ein solches Geheimniß?"

„Nein!" sagte Jeannette schneidend.

„Ah — ein Geheimniß, dessen Enthüllung Ihr fürchten müßt!"

„Aus welchem Grunde?"

„Weil es Euch das Zuchthaus öffnen würde!"

Das Weib fuhr von ihrem Sitz empor, den stieren, glühenden Blick auf das Gaunergesicht des Possenreißers geheftet, stand sie vor ihm mit bebenden Lippen und krampfhaft geballten Händen.

Mathias wußte nun genug, es unterlag für ihn keinem Zweifel mehr, daß der Vagabund dieses Weib vernichten konnte, wenn er es wollte.

„Das Zuchthaus!" sagte er noch einmal mit scharfer Betonung. „Er hat nicht zu viel behauptet, ich sehe es Euch an, steht Ihr doch da, als ob ein Gespenst plötzlich vor Euch aufgestiegen sei."

„Eine Lüge ist es, eine elende, boshafte Verleumdung!" rief Jeannette, und es war schwer zu entscheiden, ob es Angst oder Wuth war, was sie so gewaltig erregte. „Der Schuft soll

mir vor die Augen kommen, ich werde ihn lehren, eine unbescholtene Frau zu verleumden!"

„Wenn es nur Lüge und Verleumdung ist, weshalb regt Ihr Euch so sehr auf?" fragte Mathias boshaft.

„Wo ist der Hallunke?" schrie das Weib, während sie mit der Faust auf den Tisch schlug, daß das Glas und die Flasche, die auf ihm standen, klirrend emporfuhren.

„Wenn er hier vor Euch stände, was wolltet Ihr mit ihm machen?" höhnte Mathias.

„Die Augen kratzte ich ihm aus!"

Der Possenreißer lachte.

„Das möchte ich sehen!" rief er. „Ja, wenn Ihr nicht so fett wäret!"

„Wo ist er?"

„Ich weiß es nicht, ich sagte Euch ja, daß ich ihn in der Residenz angetroffen habe."

„Er hätte bleiben sollen, wo er war! Weshalb kam er von Amerika zurück?"

„Ich habe ihn nicht darum befragt, — hatte überhaupt kein Interesse an dem betrunkenen Vagabund. Aber ich hörte, daß er vorhatte, hierher zu kommen, er sagte, seine Heimath sei hier, vielleicht glaubt er hier etwas verdienen zu können."

Jeannette war auf ihren Sitz zurückgesunken, sie füllte hastig das Glas und leerte es auf einen Zug.

„Dann wäre er ja längst hier,“ sagte sie, und der Ton, den sie jetzt anschlug, verrieth, daß der Sturm in ihrem Innern sich beruhigte, „dann hätte er schon vor Monaten sein Geheimniß an die große Glocke gehangen!“

„Hm, er kann in der Residenz eingesponnen sein,“ bemerkte Mathias gelassen, „er wird später kommen, vielleicht mit einem Zwangspaß, — aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

„Ich hoffe, dann kommt er zu spät!“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Mathias mit einem lauernden Blick auf den Fettkoloß. „Ihr fürchtet die Enthüllung des Geheimnisses, es wäre gut für Euch, wenn Ihr mir Euer Vertrauen schenken wolltet.“

„Das Geheimniß hat keinen Werth für Euch,“ entgegnete Jeannette, „es hat nur Werth für Andere, die ich hasse, weil sie mich elend und unglücklich gemacht haben. Das ist Alles, und deshalb auch wünsche ich, daß Simmer erst dann kommt, wenn das Unglück geschehen ist.“

„Ihr werdet es mir also nicht anvertrauen?“

„Nein, ich weiß, daß Ihr die Leute warnen würdet, um eine Summe Geldes zu verdienen."

Mathias hatte sich erhoben, auch er füllte jetzt das Glas und trank gierig den Branntwein, mit dessen widerwärtigem Duft die Atmosphäre in diesen Räumen geschwängert war.

„Wie Ihr wollt!" sagte er trotzig. „Ihr dankt mir schlecht, aber ich konnte das ja erwarten! Wenn Ihr später rathlos vor der Gefahr steht und Euch vergeblich nach einer Freundeshand umschaut, die Euch halten und beschützen könnte, dann erinnert Euch dieser Stunde. Ich frage Euch noch einmal, wollt Ihr mir vertrauen?"

„In allen Stücken, nur in diesem Punkte nicht!"

„Halbes Vertrauen ist kein Vertrauen!"

„Und das Vertrauen schwindet, wenn man entdeckt, daß es durch Drohungen erzwungen werden soll!"

„Ich drohe Euch nicht," sagte Mathias ruhig, „ich warne Euch nur, Ihr würdet gut thun, wenn Ihr meine Warnungen prüfen und beherzigen wolltet!"

Jeannette schüttelte ablehnend das Haupt.

„Das ist ein unnützes Geschwätz," erwiderte

sie, „es wäre mir lieber, wenn Ihr einer andern Angelegenheit Eure Aufmerksamkeit widmen wolltet. Sucht eine persönliche Begegnung mit Wanda zu ermöglichen, schildert dem Mädchen die Noth der Mutter, sie vermag viel über den alten Mann, wenn sie ihren Einfluß aufbietet, wird er mir die Summe geben, die ich verlange."

„Ihr vergeßt, daß sie von ihm abhängig ist."

„Bah, er hat einen Narren an ihr gefressen!"

„Und er bewacht sie schärfer, wie der Geizhals seine Schätze!"

„Scheitert Eure Schlauheit an seiner Wachsamkeit?"

„Kann ich mit Gewalt in das Haus eindringen?" spottete Mathias. „Ueberdies wird Wanda mir keinen Glauben schenken, sie haßt mich, Ihr müßt selbst mit ihr sprechen. Schreibt einige Zeilen an sie, bittet sie um ihren Besuch, ich will versuchen, ihr das Briefchen in die Hände zu spielen. Ah — schreibt mit verstellter, zitternder Hand, Ihr fühltet Euer Ende nahe und hegtet den Wunsch, vor dem Scheiden Euer Kind noch einmal zu sehen, um Euch mit ihm auszusöhnen und es um Verzeihung zu bitten. — He, meint Ihr nicht, daß das ziehen wird?"

„Aber wenn sie kommt und entdeckt, daß es eine Lüge ist?“ fragte Jeannette nachdenklich.

„Dann halten wir sie fest und nennen ihr den Grund der Lüge, sie wird Euch verzeihen und Mitleid mit Eurer Noth empfinden. Wartet, ich hole Papier, Feder und Dinte, Ihr schreibt den Zettel, ich werde versuchen, ihn ihr in die Hände zu spielen.“

Mathias eilte hinaus und die Treppe hinunter, um von dem Wirth der kleinen Dorfschenke Schreibgeräthe zu fordern. Der Wirth, der zugleich Ackerbau betrieb, war auf dem Felde. Mathias fand in der Küche nur die taube Magd, er trat in die Schenkstube, in der Hoffnung, hier zu finden, was er suchte.

Als er die Thür öffnete, fiel sein Blick auf einen Herrn, der einen hellen Staubmantel trug, und wie es schien, mit großer Ungeduld in dem niedrigen Gemach auf und ab wanderte.

Dieser Herr, der eine Fußwanderung gemacht zu haben schien, trug einen langen, vollen Bart und eine hellblaue Brille, sein eleganter Anzug ließ auf Reichthum schließen, seine Haltung und seine Bewegungen verriethen, daß er zu den höheren Ständen zählte.

Beim Eintritt des buckligen Possenreißers

war der Herr stehen geblieben, er schob rasch die Brille auf die Stirne und ließ sie im nächsten Augenblick wieder auf die Nase hinunterfallen, aber dieser kurze Augenblick genügte, Mathias den Baron erkennen zu lassen.

Er erschrak im ersten Moment, denn er hatte nicht erwartet, daß der Baron sich der Gefahr aussetzen und selbst kommen werde, aber rasch gefaßt, schloß er hinter sich die Thür, dann trat er auf den Edelmann zu.

„Ich habe mit Ungeduld Euch erwartet," sagte der Baron, „ich wollte nicht nach Euch fragen und noch weniger hinaufgehen, um kein Aufsehen zu erregen."

„Es ist auch besser so," erwiderte Mathias hastig, „das Weib weiß nicht, daß ich Ihnen geschrieben habe, wir können und wollen es ohne sie abmachen."

„Desto besser!"

„Aber fürchten Sie nicht die Gefahr, der Sie sich aussetzen? Hier können Sie nicht bleiben —"

„Glaubt Ihr, daß man so bald mich erkennen wird?" fiel der Baron ein. „Ich erwarte Euch in dieser Nacht in meinem Hause, kommt vor elf Uhr und seht zu, daß Niemand sich in der

Straße befindet, wenn Ihr in mein Haus tretet. Wir wollen dann berathen und unsere Pläne entwerfen — vor elf Uhr — jetzt geht hinaus, ich werde meinen Weg fortsetzen, sobald es draußen dunkel geworden ist. Geht, damit Niemand, der uns vielleicht hier antrifft, einen Verdacht schöpfen kann."

Er winkte befehlend und wandte dem Possenreißer den Rücken, Mathias ergriff das Schreibzeug, welches auf dem Schenktisch stand, und eilte hinaus.

Der Baron wanderte noch eine geraume Weile auf und ab, von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick durch das Fenster werfend, endlich verließ er das Haus.

Er schlug die Straße ein, die zur Stadt führte; als er die ersten Häuser der Stadt erreichte, war die Nacht schon angebrochen. Kurt von Helfenstein durchwanderte mehrere Straßen und achtete scharf auf Jeden, dem er begegnete, endlich rief er einen halberwachsenen Burschen an, den er fragte, ob er ihm eine Bestellung ausrichten wolle.

Die Antwort lautete bejahend, der Baron gab ihm Geld und eine Karte und ersuchte ihn, die letztere dem Redacteur der Zeitung persön=

lich zu übergeben. Dann setzte er seinen Weg fort, bis er sein Haus erreichte, dessen Thür und Fenster seit einem Jahre verschlossen geblieben waren.

Helfenstein zog einen Schlüssel aus der Tasche, blickte sich scheu um und öffnete rasch die Thür, hinter der er im nächsten Augenblick verschwand.

Es war in dem Hause Alles noch so, wie er es damals verlassen hatte, ohne große Mühe fand der Baron eine Kerze, welche er anzündete.

Er legte Hut und Mantel ab, durchwanderte mit der brennenden Kerze in der Hand alle Räume und stieg dann hinunter in den Keller, aus welchem er bald darauf, beladen mit staubbedeckten Flaschen, zurückkehrte.

Eine Viertelstunde später hatte er sich in seiner Wohnstube behaglich eingerichtet, nachlässig auf einem Divan liegend, blickte er sinnend den Rauchwölkchen nach, die, sich kräuselnd, zur Zimmerdecke emporstiegen, oder er nippte an dem mit goldgelbem Wein gefüllten Glase, welches vor ihm auf dem Tische stand.

Ein leises Pochen weckte ihn aus seinem Sinnen, er erhob sich, ging hinaus und kehrte gleich darauf, von seinem Freunde Schandow begleitet, zurück.

„So hast Du es dennoch gewagt!" sagte Schandow im Tone der Bestürzung, während er seine Handschuhe auszog. „Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, als ich Deinen Brief empfing!"

„Was ist denn Großes dabei?" fragte Kurt von Helfenstein, dessen fahle Lippen ein sarkastisches Lächeln umspielte. „Mir liegt wahrlich nichts daran, wenn man erfährt, daß ich hier bin; nicht aus Furcht vor der Behörde, sondern aus einem andern Grunde habe ich einige Vorsichtsmaßregeln getroffen. Nimm Platz, dort liegen Cigarren, sie sind noch von der alten Sorte, die ich hier zurückließ. Ah — wir haben uns lange nicht gesehen. Peter, ich glaube, Du wirst mich nicht entbehrt haben, hast ja inzwischen geheirathet und Dir ein warmes Nest bereitet."

„Als ob die Ehe der Inbegriff aller Glückseligkeit wäre!" spottete Schandow, während er von einer Cigarre die Spitze abschnitt. „Sie ist eine Lotterie, Kurt, in der man unter hundert Nieten kaum einen Gewinn findet!"

„Bah, Du wußtest ja schon vor der Verlobung, daß Du einen Gewinn ziehen würdest! Hat er Deinen Erwartungen nicht entsprochen?"

Schandow zuckte geringschätzend die Achseln.

„Ich bin nicht gerne daran erinnert,“ sagte er. „Nein, es war nicht das, was ich erwartete! Fränzchen ist ein verwöhntes, eigenwilliges Kind und ihr Vater ein Knicker! Ich hätte es voraus wissen können, daß ich mich in den Familienkreisen dieser Philister niemals heimisch fühlen würde!“

„Hab' Dir's auch gesagt,“ nickte der Baron, der eine boshafte Schadenfreude nicht ganz verbergen konnte. „Es ist Unsereinem überhaupt nicht anzurathen, sich das Joch der Ehe aufzubürden, die Frauen wollen herrschen, sie schwingen ihren Pantoffel auch über dem Geiste, dessen Flug sie nicht begreifen und verstehen. Da wird man mißmuthig. Der Mißmuth erzeugt den Unfrieden, die Frauen verbünden sich mit ihren Eltern, Geschwistern und Freundinnen, und zuletzt ist man nicht mehr Herr in seinem eignen Hause! Habe ich nicht Recht?“

Schandow blickte, das Haupt auf die Arme gestützt, sinnend vor sich hin, während er eifrig an der Cigarre kaute, die er aus einem Mundwinkel in den andern warf.

„Das Alles wäre mir außerordentlich gleichgültig,“ erwiderte er kalt, „sie könnte ganz so leben, wie es ihr gefällt, wenn nur mein ehren-

werther Schwiegervater sein Versprechen einlösen wollte! Ja, damals waren sie stolz auf die Verbindung mit dem Doctor Schandow, sie brüsteten sich damit in allen Kreisen, mich köderte man mit der Aussicht auf eine reiche Mitgift."

„Hat man sie Dir nicht gegeben?"

„Nur eine Aussteuer, wie sie jedes Bürgermädchen mit in die Ehe bringt."

„Ich meine, der Stadtrath habe die Zeitung für Dich gekauft?"

„Gekauft, aber nicht bezahlt!" sagte Schandow ärgerlich, indem er die Asche von seiner Cigarre stieß und das Glas ergriff, um den Inhalt desselben in seine Kehle zu gießen. „Es ist eine lumpige Geschichte, diese Krämerseelen berechnen jeden Pfennig, die vier Species bilden die einzige Wissenschaft, die Interesse für sie hat. Ich bin nie ein geschickter Rechner gewesen, Kurt, ich hoffe es auch nie zu werden, mein Stolz und meine Ehre würden sich dagegen sträuben. Ich erhasche den Augenblick im Fluge, ich erfasse den schäumenden Becher der Freude und trinke mit vollen Zügen aus ihm, ohne ängstlich zu berechnen, wie viel jeder Tropfen kostet. Da war im vergangenen Winter eine Schauspielerbande hier, eine Schmierenbande, aber in ihrer Mitte befand

sich ein schönes, herrliches Weib, eine volle, blühende Rose, die mich bezauberte. Es ist wahr, ich habe manchen Louisd'or für sie hingegeben, aber das war doch meine Sache, meine Frau hat deshalb keine Noth gelitten. Wir Poeten sind aus anderm Teig geknetet, als diese Alltagsmenschen, es ist lächerlich, daß sie uns vor ihr Forum stellen wollen!"

„Ah — es hat Lärm gegeben?" fragte der Baron ironisch.

„Bewahre! Mein Schwiegervater benutzte das nur, um seinen Wortbruch zu rechtfertigen, ich habe ihm unsern Vertrag vor die Füße geworfen und bin seit der Zeit fertig mit ihm."

„Und nun?"

„Nun liegt das Wrack auf der Sandbank, beim ersten Anprall der Wogen muß es auseinander bersten. Ich sage Dir das ganz offenherzig, ich habe mehr Schulden als Haare auf dem Kopf, wenn es zum Schiffbruch kommt, werden meine Gläubiger nicht einmal einige elende Planken finden. Das gesammte Mobiliar ist Eigenthum meiner Frau, die Druckerei meinem Schwiegervater verpfändet, omnia mea mecum portans scheide ich von hier, leicht wie ein Vogel in der Luft, und mit besonderer Genugthuung werde

ich den Staub von meinen Füßen schütteln, wenn dieses elende Nest hinter mir liegt."

Kurt von Helfenstein füllte lachend die Gläser.

„Ende gut, Alles gut!" sagte er. „Aber was willst Du nun beginnen? Wird Dein Schwiegervater Dir unter die Arme greifen?"

„Der?" fragte Schandow achselzuckend. „Ich will nichts von ihm, wenn er mir seine Unterstützung anböte, würde ich sie zurückweisen."

„Du hattest ja eine so gute Stütze an Deiner Schwiegermutter."

„Ich habe sie noch, aber sie beginnt mir lästig zu werden, sie will auch nur herrschen."

„Sie hat Dich beherrscht!"

„Ich gebe es zu, ich mußte mich ihrem Willen, ihren Launen fügen, um den Zweck zu erreichen, den ich im Auge hatte, jetzt fügt sie sich meinem Willen. Sie hat mir den vergangenen Sommer hindurch die nöthigen Subsistenzmittel verschafft. Die Augen werden ihr überlaufen, wenn ich eines Morgens verschwunden bin."

Schandow zerstampfte lachend seine Cigarre in dem Aschenbecher, dann zündete er eine neue an.

„Ich frage noch einmal: und nun?" sagte der Baron. „Was gedenkst Du nun zu beginnen?"

„O, mir stehen viele Wege offen," höhnte

Schandow, „sogar mein Herr Schwiegervater war so gütig, mir einen zu zeigen. Er machte mir den classischen Vorschlag, seine Geschäftscorrespondenz zu übernehmen!“

„Du wirst einen Redacteurposten suchen!“

„Das wäre das Letzte, ich bin lange genug Sklave gewesen. Nein, Kurt, ich habe ein anderes Feld gefunden. In unsrer Alles zersetzenden, klatsch- und skandalsüchtigen Zeit verschlingt Jeder mit innigem Behagen ein geistreiches Pasquill. Je boshafter die Ausfälle sind, je schärfer die Geißelhiebe treffen, desto größeres Interesse flößen sie dem Leser ein.“

„Ah — das Feld der Satire!“ warf der Baron ein.

„Ja, das heißt der persönlichen Satire,“ erwiderte Schandow. „Wollte ich die Thorheiten, Schwächen, Vorurtheile und Laster ganzer Stände geißeln, so schlüge ich ja den Leser selbst in's Gesicht. Nein, das würde seine Eigenliebe verletzen, ihn beleidigen und mir unzählige Feinde verschaffen! Ich suche einen Einzelnen heraus, einen Gelehrten, Künstler oder Schriftsteller, dessen Name bekannt ist, ich geißele ihn zum Ergötzen des Publikums und lache ihn aus, wenn er sich

darüber ärgert. Das ist eine glückliche Idee, meinst Du nicht auch?"

„Eine boshafte Idee!" warf der Baron ein. „Freilich, für Deine Feder ist diese Aufgabe geschaffen, an Gift und Galle hast Du stets Ueberfluß gehabt, aber ob der besser gesinnte Leser nicht die Absicht merken und Dir mit Unwillen und Entrüstung lohnen wird, fragt sich sehr."

„Was liegt mir daran!" spottete Schandow achselzuckend. „Er wird dennoch mit Ungeduld den nächsten Artikel erwarten, ich müßte die menschliche Natur nicht kennen, wenn ich das bezweifeln wollte! Sich selbst sieht Niemand gerne in einem Hohlspiegel, der das Bild verzerrt zurückwirft, aber Jeder liebt es, das Bild eines Andern in solchem Spiegel zu finden. Und an Stoff fehlt es nicht!"

Der Baron schüttelte bedenklich das Haupt.

„Du wirst natürlich diese Artikel nicht unterzeichnen!" sagte er.

„Bewahre, einer solchen Thorheit werde ich mich nicht schuldig machen! Man wirft mir vielleicht Feigheit vor, weil ich mich mit dem Schilde der Anonymität decke, — meinetwegen, ich will mir die Freiheit und Sicherheit des Angriffs wahren."

„Und daneben Dich schützen vor der Möglichkeit, persönlich dem Angegriffenen Genugthuung geben zu müssen. Ah, Du bist sehr klug, Peter, es ruht ja auch auf Dir mancher dunkle Fleck, der das Tageslicht nicht vertragen kann. Es könnte einmal einem Beleidigten einfallen, Dich zu schildern, wie Du bist, Deinen Lebenswandel zu beleuchten, Deine Lustspiele in Deiner boshaften Manier zu zerlegen, — Du bist klug, sehr klug!"

Ein zornsprühender Blick traf den Baron, der laut auflachte.

„Ich zeige Dir nur die Klippe, an der Du scheitern könntest," fuhr er fort, „hoffentlich wird mir dieser Freundschaftsdienst nicht Deinen Groll zuziehen. Ich fürchte, daß Du auf diesem Felde nicht die reiche Ernte finden wirst, die Du erwartest. Wieviel zahlt man da für einen solchen Artikel?"

„Genug, daß ich davon leben kann!"

„Aber Deine Frau?"

„Sie wird zu ihren Eltern zurückkehren. Ich stehe bereits mit einem Verleger in Unterhandlung, meine Artikel werden seinem Journal Abonnenten verschaffen, ich erwarte nur den Con-

tract, sobald er unterzeichnet ist, wende ich diesem Nest den Rücken."

„Ich werde auch nicht lange bleiben," sagte der Baron, „in Paris gefällt es mir besser."

„Fürchtest Du in Wahrheit nicht, daß man Dich hier zurückhalten wird?"

„Nein. Das Duell hat keinen tödtlichen Ausgang gehabt, und wer wollte mich anklagen? Felsen? Er würde sich selbst compromittiren."

„Du bist der Seiltänzerin wegen gekommen?" fragte Schandow mit einem lauernden Blick auf den Baron, der das Glas seinen Lippen näherte.

„So ist es, aber glaube nicht, daß ich sie noch liebe! Ich hasse sie, und es ist ein tiefer, glühender Haß, der Befriedigung verlangt. Ich will sie demüthigen, im Staube will ich sie vor mir sehen und dann hohnlachend über sie hinwegschreiten."

„Ist das nicht boshafter, als meine Absicht, Pasquille zu schreiben?"

„Ich glaube nicht, ich vernichte eine Person, die ich zu hassen Ursache habe, Du hingegen schleuderst aus der Ferne Deine giftgetränkten Pfeile auf Deine Collegen, die Dich nie gekränkt haben."

Schandow kaute eifrig an den Nägeln, er

unterbrach diese Lieblingsbeschäftigung nur, um an seinem Glase zu nippen, oder eine Rauchwolke aus seiner Cigarre zu saugen.

„Du willst Wanda demüthigen, vernichten," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „glaubst Du, daß es Dir so leicht sein wird? Die beiden Felsen und mein liebenswürdiger Schwager bewachen sie mit Argusaugen; sobald sie erfahren, daß Du wieder hier bist, verdoppeln sie ihre Wachsamkeit."

„Ich verlasse mich auf die Schlauheit meines Verbündeten," sagte Kurt von Helfenstein, „zudem erwarte ich, daß Du meine Rückkehr nicht verrathen wirst."

„Ich werde Dir weder hinderlich sein, noch Dich unterstützen, ich mag mit solchen Geschichten nichts zu thun haben, weder im Bösen, noch im Guten!"

Der Baron nickte und entkorkte eine neue Flasche, Schandow bezeigte noch keine Lust, sich zu entfernen.

Eben hatte er die Gläser gefüllt, als die Hausglocke leise gezogen wurde, der Baron zündete eine Kerze an, brachte sie in ein anderes Zimmer und ging dann, um die Thür zu öffnen und Mathias einzulassen.

Der Possenreißer blickte den Baron, als er ihm gegenüberstand, triumphirend an.

„Ich denke, wir haben das Spiel schon gewonnen," sagte er, „morgen Abend kann Wanda in Ihrer Gewalt sein."

„Seid Ihr Eurer Sache so sicher?" fragte Helfenstein überrascht.

„Wenn Sie mich unterstützen, ja!"

„Worin besteht die Unterstützung? In Geld?"

„Die Frau hat an ihr Kind geschrieben, Wanda wird, wenn sie den Brief erhält, nicht zögern, an das Sterbebett ihrer Mutter zu eilen. Nehmen wir an, der Diener Felsen's begleitet sie, gut, die Frau wird das Mädchen nicht vor Abend gehen lassen, inzwischen rühre ich dem Burschen einen Trank ein, der ihn stiermäßig betäuben soll. Auf dem Rückwege muß das Mädchen ein kleines Gebüsch passiren, hier warten Sie mit einem Wagen. Sobald Sie uns kommen sehen, treten Sie uns entgegen, ich schlage Timm nieder und helfe dann Ihnen. Dann müssen Sie natürlich wissen, wohin Sie mit dem Mädchen fahren wollen; wenn Sie wünschen, daß ich Sie begleite, so bin ich dazu bereit, und am liebsten wäre es mir, wenn die Reise direct nach London —"

„Davon kann keine Rede sein," fiel der Baron ihm in's Wort, „ich habe keine Lust, eine große Reise mit dem Fräulein zu machen. Aber wir könnten uns verrechnen, es wäre möglich, daß die jungen Herren Wanda begleiteten, oder daß Timm nicht in die Falle ginge!"

„Lassen Sie mich sorgen," sagte Mathias, „während das Mädchen oben ist, treffe ich meine Vorkehrungen. Wenn Sie nur mit dem Wagen an Ort und Stelle sind, alles Andere ist meine Sache."

Kurt von Helfenstein blieb lange in Nachdenken versunken, er erwog im Geiste die Folgen des Mißlingens. Aber sein glühender Haß gegen Wanda überwand alle Bedenken uud ließ ihm die Hindernisse, die sich vor ihm aufthürmten, geringfügig erscheinen.

„Morgen Abend also?" fragte er. „Es ist gut, ich werde dort sein."

„Und ich?"

„Ihr erhaltet natürlich Euren Lohn."

„Sehr wohl, aber Sie werden wahrscheinlich keine Zeit finden, ihn mir zu geben, und wenn Sie einmal fortgefahren sind, dann sehe ich Sie vielleicht nie wieder."

Der Baron zog die Stirne in Falten, ein

finstrer, zürnender Blick traf den Possenreißer, der erwartungsvoll zu ihm aufschaute.

„Wie viel verlangt Ihr?“ fragte er barsch.

„Ich überlasse Ihnen, was Sie mir geben wollen,“ erwiderte Mathias unterwürfig. „Es ist mein Wunsch, so viel zu besitzen, daß ich nach London reisen kann.“

Kurt von Helfenstein nahm sein Portefeuille aus der Tasche und holte einige Banknoten heraus.

„Die Frau hat keine Ahnung von unserm Plan?“ fragte er mit scharfer Betonung.

Mathias schüttelte verneinend das Haupt.

„Sie weiß auch nicht, daß ich hier bin?“

„Nein.“

„Gut, nehmt dies auf Abschlag, sobald der Plan gelungen ist, erhaltet Ihr den Rest, ich werde Zeit finden, um Euch das Geld einzuhändigen.“

Er begleitete den Possenreißer zu Hausthür, die er hinter ihm schloß, und kehrte in das Wohnzimmer zurück, in welchem Schandow sich die Zeit mit Trinken und Rauchen vertrieben hatte.

Kaum hatte Mathias das Haus verlassen, als eine hohe Gestalt hinter einem Mauervorsprung

hervortrat, die sofort den dürren Arm des buckligen Mannes umklammerte.

„Hallo," sagte die rauhe, heisere Stimme des wachsamen Amtsboten, „da haben wir ja wieder solch' einen saubern Vogel erwischt!"

Mathias war erschreckt zusammengefahren.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte er, und seine Stimme klang so schüchtern und ängstlich, daß in der Seele Scharf's die Vermuthung, einen gefährlichen Verbrecher ertappt zu haben, sich befestigen mußte.

„Könnt Ihr das nicht errathen?" erwiderte Scharf spottend. „He, mich sollen neunundneunzig mal neunundneunzig Schock Teufel holen, wenn Ihr nicht einer von der saubern Bande seid, die wir damals ausgewiesen haben! War't Ihr nicht der rothe Teufel, der durch das große Rohr schrie?"

„Und wenn ich der wäre, habt Ihr deshalb ein Recht, mich zu verhaften?" fragte Mathias trotzig.

„O, o, welche Einfalt! Ihr denkt gar, ich solle jedes verdächtige Subject laufen lassen, welches Nachts hier sich umhertreibt?"

„Euer Verdacht ist unbegründet," fiel Mathias ihm in's Wort, „ich habe in dem Hause einen Besuch gemacht."

„Natürlich, das habe ich mit eignen Augen gesehen, in einem Hause, welches Niemand bewohnt.“

„Davon müßtet Ihr Euch vorher überzeugen,“ fuhr Mathias fort, der in der Angst vor der Verhaftung nicht bedachte, welchen bösen Dienst er dem Baron durch den Verrath erzeigte. „Untersucht mich, Ihr werdet keine Schlüssel, keine Werkzeuge bei mir finden, hätte ich in dem Hause stehlen wollen, so würde ich doch die Beute mitgenommen haben.“

Die Wahrheit dieser Bemerkung leuchtete dem Amtsboten ein, aber nichtsdestoweniger umfaßte er noch fester den Arm des Possenreißers, während er sich rasch dem Hause näherte.

Er horchte an der Hausthür und an den Fensterladen, eine geraume Weile verstrich, ehe er seinen Lauscherposten verließ. Dann zog er hastig Mathias mit sich in eine andere Straße, ohne des Sturmes zu achten, der an det Ecke heulend und pfeifend ihm entgegenfuhr.

„Der Baron von Helfenstein ist wieder da!“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Sag' Er die Wahrheit, eine Lüge würde Ihm theuer zu stehen kommen!“

„Ich sage gar nichts,“ erwiderte Mathias,

den es jetzt ärgerte, daß er das Geheimniß nicht besser gewahrt hatte. „Wenn Ihr Gewißheit haben wollt, so müßt Ihr sie Euch auf einem andern Wege zu verschaffen suchen.“

Mit einem raschen Ruck hatte Mathias bei den letzten Worten seinen Arm der Faust des Amtsboten entrissen; ehe der Letztere Zeit fand, sich von seiner Ueberraschung zu erholen, war der bucklige Possenreißer schon hinter der nächsten Ecke verschwunden.

Scharf dachte nicht daran, den Flüchtling zu verfolgen, er wußte, daß er ihn jetzt nicht mehr einholen konnte, zudem lag es in seinem Interesse, die Störung der nächtlichen Ruhe zu vermeiden, denn erfuhr der Bürgermeister, daß er ein in hohem Grade verdächtiges Individuum verhaftet und dem Gefangenen durch seine Unachtsamkeit die Flucht ermöglicht hatte, so durfte er sich auf einen strengen Verweis gefaßt machen.

Auch beschäftigte jetzt die Rückkehr des Barons seine Gedanken zu sehr, als daß er anderen Dingen seine Aufmerksamkeit hätte widmen können.

Weshalb Kurt von Helfenstein so lange in Paris gewesen war, wußte der würdige Amtsbote nicht, er hatte das trotz seiner unausgesetzten Spionage nicht erfahren können. Aber

aus einigen Aeußerungen des Bürgermeisters glaubte er den Schluß ziehen zu dürfen, daß der Baron irgend ein Verbrechen begangen hatte, welches ihm die Rückkehr in die Heimath nicht erlaubte, und er war in dieser Vermuthung durch die Andeutungen der Haushälterin bestärkt worden, welche vor ihrer Abreise sich damit brüstete, der Herr Baron könne sie nicht entbehren, und nach Jahr und Tag werde sie als Frau Baronin heimkehren.

Waren nun seine Vermuthungen richtig, so konnte er durch die Verhaftung des Barons eine namhafte Belohnung verdienen, die Aussicht darauf elektrisirte ihn, sie bewog ihn, in sein Versteck zurückzukehren.

Er hatte kurz vorher, als er auf dem Lauscherposten stand, mehrere Stimmen vernommen und schloß daraus, daß Herr von Helfenstein Gäste in seinem Hause haben müsse.

Vielleicht war es eine ganze Räuberbande, an deren Spitze der Baron stand, die jetzt seine Heimkehr feierte und seine Befehle in Empfang nahm.

Auf dem klugen Kopfe des Amtsboten stieg das graue Haar zu Berge, seine listigen Augen nahmen einen intensiven Glanz an, und krampf=

haft umklammerte die Faust den Griff des Säbels, bereit, ihn zu ziehen und einzuhauen, sobald die Verbrecher das Haus verließen.

So verstrichen zwei Stunden, Scharf blieb auf seinem Posten, trotz der Zweifel, die in seiner Seele erwacht waren.

Endlich wurde die Hausthür geöffnet, der Amtsbote spitzte die Ohren, er vernahm deutlich die ihm wohlbekannte Stimme des Barons und dazwischen die Stimme Schandow's, der einen Rausch zu haben schien.

Dann wurde die Thür wieder geschlossen, und eine schwankende Gestalt schritt an dem lauschenden Amtsboten vorbei.

Scharf blickte ihr lange nach, ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen.

Jetzt wußte er genug, der letzte Zweifel war beseitigt, Kurt von Helfenstein befand sich in seiner Wohnung.

Was lag nun daran, daß der Possenreißer entwischt war, jetzt hatte er einen bessern Fang gemacht, einen Fang, der ihm Lob und klingende Anerkennung einbrachte und der Bürgerschaft bewies, mit welcher Pflichttreue er über das Wohl der Stadt wachte.

Viertes Kapitel.

Es war am Morgen nach jener Nacht, als der Schließer des Gefängnisses dem Bürgermeister zum dritten Male die Anzeige machte, der verhaftete Vagabund verlange eine Unterredung mit ihm.

Der Bürgermeister war seit mehreren Tagen erkältet und deshalb nicht ausgegangen, er fühlte sich heute wieder wohl, aber er konnte sich nicht entschließen, dem Verlangen des Gefangenen Folge zu geben.

Onkel Hubert hatte ihm schon am Tage nach der Verhaftung gesagt, Simmer sei auf die alten Zeiten zurückgekommen und habe sich in sehr scharfer Weise über seine Schwägerin geäußert; diese Mittheilung verleidete dem Bürgermeister die Unterredung mit dem Vagabund, von der er für sich nur nutzlose Aufregungen erwarten

konnte. Er schickte zu seinem Bruder und ließ ihn um seinen Besuch bitten, er wollte mit ihm berathen, ob es in seinem Interesse liegen könne, dem Gefangenen die Unterredung zu bewilligen.

Onkel Hubert trat schon nach einer halben Stunde in das Arbeitszimmer seines Bruders.

Fast gleichzeitig mit ihm fand der Amtsbote sich ein, der die mit der Post angekommenen Briefe brachte.

„Es ist gut,“ sagte der Bürgermeister, als er die Briefe in Empfang genommen hatte, „nimm Platz, Hubert, der Verhaftete hat wieder geschickt.“

„Ich habe eine Meldung von großer Wichtigkeit zu machen, Herr Bürgermeister,“ nahm Scharf das Wort, der an der Thür stehen geblieben war. „Herr von Helfenstein ist gestern Abend heimlich angekommen.“

Der Bürgermeister blickte bestürzt auf, Onkel Hubert trat rasch auf den Amtsboten zu.

„Wißt Ihr das sicher?“ fragte der alte Herr.

„Ganz sicher,“ fuhr Scharf fort, dem die sichtbare Erregung der beiden Herren eine große Genugthuung bereitete, „ich bin nicht von meinem Posten gewichen, bis ich Gewißheit

hatte. Es war gegen elf Uhr in der vergangenen Nacht, als ich zu bemerken glaubte, daß eine Person in das Haus des Herrn Barons ging. Die Entfernung zwischen dieser Person und mir war zu groß, als daß ich es mit Sicherheit hätte behaupten können, ich beschloß deshalb, dem Hause meine Aufmerksamkeit zu widmen."

Er blickte die beiden Herren an, als wollte er sie fragen, ob er nicht ein eben so schlauer, als treuer Hüter der Stadt sei.

Der Bürgermeister nickte schweigend, Onkel Hubert forderte ihn durch einen Wink auf, fortzufahren.

„Es währte nicht sehr lange, so verließ diese Person das Haus wieder, und in meiner Vermuthung, daß dieselbe ein Dieb sein könne, wurde ich bestärkt, als ich in dem Manne ein Mitglied der Seiltänzerbande erkannte, die im vorigen Jahre hier ausgewiesen wurde."

„Mathias!" sagte Onkel Hubert mit fieberhafter Spannung.

„Ganz recht, der bucklige Kerl im rothen Tricot, der mit seinem langen Sprachrohr mehr Lärm machte, als neunundneunzig Andere. Na, ich überzeugte mich bald, daß er nicht gestohlen

hatte, ein andrer Grund, der zur Verhaftung berechtigte, lag nicht vor, also mußte ich ihn laufen lassen."

„Es wäre besser gewesen, Ihr hättet ihn hinter Schloß und Riegel gebracht," versetzte Onkel Hubert, während er einen bedeutungsvollen Blick mit seinem Bruder wechselte.

„Vor allen Dingen wollte ich mir Gewißheit verschaffen, die Ahnung, daß Herr von Helfenstein heimlich zurückgekehrt sei, war in mir erwacht. Mathias wich meinen Fragen aus, ich ließ ihn laufen und hielt mich in der Nähe des Hauses versteckt. Zwei Uhr hatte es schon geschlagen, als Herr Doctor Schandow das Haus verließ, ich hörte jetzt deutlich die Stimme des Herrn Barons, die Herren schienen mancher Flasche den Hals gebrochen zu haben. Heute Morgen betrachtete ich das Haus sehr aufmerksam, ich konnte keine Veränderung entdecken, alle Fensterladen waren fest geschlossen."

Onkel Hubert wanderte mit großen Schritten auf und nieder.

„Der Grund seiner Rückkehr ist mir nicht zweifelhaft," sagte er in heftiger Erregung, „die Conferenz mit Mathias und Schandow erfüllt mich mit ernster Besorgniß, es würde mich be-

ruhigen, wenn Mathias in Nummer Sicher wäre!"

„Es ist gut, Scharf," wandte der Bürgermeister sich zu dem Amtsboten, „Eure Wachsamkeit verdient Lob, ich erkenne sie ehrend an."

„Na, und der Herr Baron wird verhaftet?" fragte Scharf, während er den borstigen Schnurrbart strich.

„Was liegt gegen ihn vor?" erwiderte der Bürgermeister mit einem fragenden Blick auf den Amtsboten. „Haltet Ihr ihn für einen Verbrecher?"

„Hm — ich meine — die plötzliche Reise nach Paris, die heimliche Rückkehr —"

„Das Alles beweist nichts, Herr von Helfenstein kann dafür besondere Gründe gehabt haben, die uns weiter nicht kümmern."

Der Bürgermeister winkte befehlend, enttäuscht verließ Scharf das Zimmer.

„Konrad, ich begreife das nicht!" sagte Onkel Hubert in vorwurfsvollem Tone, während er mißbilligend das Haupt schüttelte. „Beide müßten verhaftet werden, der Baron und Mathias, ich meine, Grund genug sei dazu vorhanden."

„Was hätten wir davon?" erwiderte der

Bürgermeister ruhig. „Die Vorfälle in der Residenz würden vor das Forum der öffentlichen Meinung gezogen, die müßigen Zungen könnten noch einmal mit ihrem Gift unsre ganze Familie begeifern, und endlich würde auch Bertram wegen des Duells bestraft werden."

Onkel Hubert stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Teppich, aber er schwieg, er konnte diese Gründe, deren Wahrheit ihm einleuchtete, nicht widerlegen.

„Es ist nun schon Gras über die Geschichte gewachsen, weshalb sollen wir uns unnöthigerweise neuen Aerger, neue Aufregungen bereiten?" fuhr der Bürgermeister fort, während er die Briefe öffnete und ihren Inhalt überflog. „Wir haben ohnedies der Aufregungen genug, Hubert, mehr als zu viel, ich will dem Himmel danken, wenn wir von ihnen befreit werden."

„Du denkst an Wanda."

„Ja, ich denke an sie. Dieses Mädchen hat sich meine Zuneigung, meine Liebe erworben; wenn Bertram um meinen Segen für diesen Herzensbund bittet, so werde ich ihn den Beiden geben. Schon meiner Gattin und meines Sohnes wegen, Hubert, wir haben ja früher schon darüber gesprochen."

Onkel Hubert nickte gedankenvoll, er hatte sich in einen Sessel niedergelassen und saß nun, die Hände auf den Knieen gefaltet, seinem Bruder gegenüber.

„Uns Alle würde diese Verbindung glücklich machen,“ sagte er bewegt, „Wanda ist ein Engel an Güte, Sanftmuth und Liebe. Den Gedanken, für immer von ihr scheiden zu sollen, könnte ich nicht ertragen.“

„Vielleicht würdest Du sie heirathen, wenn ihr Herz noch frei wäre?“ fragte der Bürgermeister lächelnd.

„Nein, Konrad,“ sagte Onkel Hubert ernst, „der Gedanke würde nie in meiner Seele aufsteigen! Ich bin ein alter Mann, es thut nimmer gut, wenn der Herbst sich mit dem Frühling vermählt, die Blumen, die im Frühling sich erschließen, tödtet der kalte Hauch des Herbstes. So selbstsüchtig ist das Gefühl, welches ich für Wanda hege, nicht, daß es ein solches Opfer von ihr verlangen könnte, niemals, Konrad, niemals!“

Der Bürgermeister legte die Hand auf die Schulter seines Bruders und blickte ihm innig in's Auge.

„Du bist ein guter Mensch,“ erwiderte er,

„wie konnte das Schicksal so grausam sein, Dir —"

„Lassen wir das," fiel Onkel Hubert abwehrend ihm in's Wort, während er mit der Hand über Stirne und Augen strich, als ob er Bilder, die vor ihm aufstiegen, verscheuchen wolle, „wenn ich auch allein meinen Weg gehen mußte, so war ich doch nicht einsam und verlassen."

„Und nun durchkreuzt das Geschick abermals einen Wunsch, eine schöne Hoffnung! Gestützt auf Deine Mittheilungen kann ich nicht mehr hoffen, daß Wanda meinem Sohne ihre Hand reichen wird."

„Sie wird morgen ihre Wahl treffen!"

„Glaubst Du nicht, daß sie schon getroffen ist?"

„Ja, ich glaube es."

„Und Hugo ist der Glückliche!"

Onkel Hubert blickte schweigend vor sich hin, immer dichter umwölkten die Schatten der Wehmuth seine Stirne.

„Ja, er wird sie heimführen," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „nicht meinetwegen, Euretwegen betrübt mich das tief. Sie wird meine Tochter bleiben, ich sehe voraus, daß ich ihnen in meinem Hause das Nest be-

reiten muß, und das ist es gerade, was ich wünsche."

„Aber Bertram und meine Frau!" warf der Bürgermeister leise ein.

„Ja, sie wird es hart treffen, indeß suche und finde ich einen Trost in der Hoffnung, daß Bertha Schenk das Herz Bertram's gewinnen wird. Wie gefällt Dir die junge Dame?"

„Wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll, in mancher Beziehung besser, als Wanda, sie ist feiner, gewandter —"

„Ah, sie hat eine bessere Erziehung genossen, aber sie kann nicht tiefer fühlen, nicht edler denken, wie Wanda. Bertram schenkt ihr noch keine Beachtung, er ist höflich, artig und aufmerksam gegen sie, er plaudert und scherzt mit ihr in der unbefangensten Weise, aber in ihre Seele dringt sein Blick nicht hinein, die Blüthen, die dort ihm duften, bleiben ihm verborgen."

„Glaubst Du, daß er später sie entdecken wird?"

„Ich hoffe es, Konrad. Wir müssen das der Zeit überlassen, ihr dürfen wir nicht vorgreifen. — Die Rückkehr des Barons, ich wiederhole es, flößt mir mehr Besorgnisse ein, seine Conferenz mit Mathias beunruhigt mich."

Der Bürgermeister wiegte leicht das Haupt.

„Wanda ist unter Deinem Dache genügend geschützt,“ sagte er, „ich finde Deine Besorgnisse unbegründet.“

„Du kennst diese Menschen nicht, wozu sie fähig sind!“ erwiderte Onkel Hubert ernst. „Es wäre gut, wenn Du dem Baron mit der gerichtlichen Verfolgung drohen wolltest, vielleicht ließe er sich dadurch bewegen, nach Paris zurückzukehren.“

„Das kann ich nicht.“

„Hast Du nicht die Berechtigung dazu?“

„Doch wohl nur dann, wenn ich entschlossen bin, der Drohung die That folgen zu lassen, und dazu kann ich mich nicht entschließen. Hätte Scharf in der verwichenen Nacht den Possenreißer verhaftet, so würde ich ihn mit Zwangspaß fortschaffen, aber dazu habe ich nun kein Recht, denn es kann ihm nicht bewiesen werden, daß er sich eines Vergehens schuldig gemacht hat.“

„Ja, die Beweise fehlen!“ sagte Onkel Hubert, aus seinem Sinnen emporfahrend.

Der Bürgermeister blickte gedankenvoll auf die Papiere, die auf seinem Schreibtische lagen.

„Das Mädchen bereitet uns manche Sorge,“ sagte er, „manche Unannehmlichkeit wäre uns

erspart worden, wenn wir sie nie gesehen hätten! Karl Binder, der bei ihrem Vater die Rolle des Herkules spielte, hat mir auch geschrieben, er wünscht die Erlaubniß, hier seine Bude aufschlagen zu dürfen, und stützt seine Bitte auf Deine Anhänglichkeit an Wanda. Ich werde ihm diese Erlaubniß nicht versagen dürfen, und doch gebe ich sie ihm ungern."

„Binder ist ein treuer, ehrlicher Mensch!"

„Ich will das nicht bestreiten, aber wir kommen abermals mit diesen Leuten in Berührung, eben das ist mir unangenehm. Er will schon heute kommen, Du wirst Dich auf seinen Besuch gefaßt machen müssen."

Ueber die Lippen Onkel Hubert's glitt ein freundliches Lächeln.

„Er wird mir willkommen sein," sagte er heiter.

„Aber er könnte Dir auf die Dauer lästig fallen, Hubert!"

„Gewiß nicht, er ist sehr bescheiden, er wird mich vielleicht ein-, höchstens zweimal besuchen und abwarten, ob ich ihn einlade, seinen Besuch zu wiederholen. Wenn dies die einzige Unannehmlichkeit ist, die Du befürchtest, so möge sie Dich nicht abhalten, ihm die erbetene Erlaubniß

zu geben. — Aber ich glaube, wir sind ganz von dem Thema abgekommen, welches Dich veranlaßte, zu mir zu schicken. Wolltest Du nicht wegen des verhafteten Vagabunds mit mir sprechen?"

„Ja, es ist wahr," nickte der Bürgermeister, indem er den Brief Binder's hinlegte. „Simmer hat mich abermals um eine Unterredung bitten lassen, ich habe keine Lust, seine Lamentationen zu hören. Oder glaubst Du, daß er mir wichtige Mittheilungen zu machen hat?"

„Ich kann darüber nichts sagen," erwiderte Onkel Hubert, „er giebt sich allerdings den Anschein, als ob er ein Geheimniß besitze, dessen Enthüllung für uns werthvoll sei, aber ich vermuthe, es ist nur Blendwerk. Vielleicht hofft er, Dich täuschen zu können, vielleicht — wie gesagt, ich weiß nicht, ob ich Dir rathen soll, ihn anzuhören."

„Du sagtest mir vor einigen Tagen, er habe sich in sehr scharfer Weise über Therese geäußert."

„Das that er, es ist erklärlich, daß er gegen uns Alle einen unversöhnlichen Groll hegt."

„Eben deshalb möchte ich nicht mit ihm in Berührung kommen. Die alten Erinnerungen

würden geweckt, die kaum vernarbten Wunden wieder geöffnet werden! Was auch könnte er mir mittheilen? Thatsachen, die uns bekannt sind, — nein, ich mag seine Mittheilungen nicht hören."

„Wäre es nicht dennoch möglich, daß sie Werth für uns hätten?" fragte Onkel Hubert. „Konrad, ich habe bisher nicht gewagt, eine Frage an Dich zu richten, die mich oft beschäftigte. Ich mochte es nicht thun, weil ich fürchtete, sie werde Dir Schmerz bereiten. Jetzt aber — verzeihe mir — muß ich sie aufwerfen. Auf dem Grabe Deiner Melanie wölbt sich der blumengeschmückte Hügel, aber damals wollte ein Gerücht behaupten, die Leiche des Kindes sei nicht gefunden worden. Auch mir kam dieses Gerücht zu Ohren, ich habe oft mich desselben erinnert, wenn ich Therese an dem Grabe ihres Kindes sah!"

Der Bürgermeister schwieg; sichtbar erregt wanderte er langsam auf und nieder.

„Man weiß ja, wie Gerüchte entstehen, und welchen Werth man auf sie legen darf," erwiderte er nach einer Weile. „Darf ich Dich bitten, in meinem Namen mit dem Gefangenen zu reden?"

„Mir wird er keine Eröffnungen machen, er grollt mir, weil ich ihn dem Gericht überliefert habe.“

„Und von mir wird er seine Freiheit fordern, ich könnte auf diese Bedingung unmöglich eingehen,“ sagte der Bürgermeister gedankenvoll. „Das wird das Ganze sein, er giebt sich den Anschein, ein Geheimniß zu besitzen, und fordert seine Freiheit für die Enthüllung desselben; ginge ich in die Falle, so hätte er seinen Zweck erreicht und ich dürfte keine Maßregeln zu seiner Verfolgung treffen, weil er alsdann die Macht besäße, mich zu compromittiren!“

Onkel Hubert schüttelte mißbilligend das Haupt.

„Wir wollen zusammen hingehen,“ erwiderte er, indem er einen Blick auf die Uhr warf, „hören wir, was er sagt, wir können dann immer noch einen Entschluß fassen.“

Nach einigem Zögern gab der Bürgermeister seine Zustimmung, er zog seinen Rock an, holte Hut und Stock und verließ in Begleitung seines Bruders das Haus.

Die Frage, welche Onkel Hubert aufgeworfen hatte, schien den Bürgermeister sehr ernst zu beschäftigen, er war einsilbig und nachdenklich

geworden, und als der alte Herr nun jene Frage wiederholte, belehrte eine ablehnende Geberde ihn, daß sein Bruder diesen Punkt nicht mehr berührt zu sehen wünsche.

So erreichten sie das Gefängniß, bald darauf standen sie in dem Sprechzimmer dem Gefangenen gegenüber.

Der Bürgermeister befahl dem Schließer durch einen Wink, sich zu entfernen, dann forderte er den Vagabund auf, sich so kurz wie möglich zu fassen.

Ein trotziger Zug umzuckte bei dieser Aufforderung die Lippen des Gefangenen, sein lauernder Blick ruhte abwechselnd auf den beiden Herren, die in diesem Blick nur einen verbissenen Haß entdecken konnten.

„Ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen," sagte er.

„Wir sind bereit, sie zu hören," erwiderte der Bürgermeister.

„Sie betreffen den Tod meiner Frau."

„Wir kennen die Ursache desselben —"

„Aber Sie wissen nicht, was ihm vorherging."

„Kommt ohne Umschweife zur Sache," sagte Onkel Hubert ungeduldig, „die Einleitung könnt Ihr sparen."

„Ich werde zur Sache kommen, sobald wir über die Bedingungen einig sind," erwiderte Simmer trotzig. „Ich wiederhole, es sind wichtige Mittheilungen, und ich verlange nichts weiter als die Freiheit und eine Summe Geldes, die mich für einige Zeit vor Nahrungssorgen schützt."

„Die erste Bedingung kann nicht erfüllt werden," nahm Onkel Hubert für seinen Bruder das Wort. „Ihr müßt für Euer Vergehen büßen, der Herr Bürgermeister ist verpflichtet, Euch dem Richter zu überliefern."

„Ja, es ist meine Pflicht," fügte der Bürgermeister hinzu, „ich kann Euch die Freiheit nicht geben. Aber mein Bruder, der Hauptzeuge gegen Euch, wird durch seine Aussagen Euer Vergehen mildern, das Urtheil lautet vielleicht auf einige Monate Gefängniß, die Zeit verstreicht rasch, dann kommt zu mir, und das Geld soll zu Eurer Verfügung bereit liegen."

Der Gefangene zuckte verächtlich die Achseln.

„Damit ist mir nicht gedient," sagte er, „ich weiß besser, welche Strafe den rückfälligen Verbrecher erwartet. Wenn Sie mich nicht durch das Thor entlassen können, so verschaffen Sie mir das nöthige Werkzeug, dann werde ich selbst

mir den Weg schon bahnen. Von dieser Bedingung gehe ich nicht ab, können Sie dieselbe nicht erfüllen, dann wollen wir nicht weiter darüber sprechen."

„He — und wenn wir Euch zusagen, sie zu erfüllen?" fragte Onkel Hubert ärgerlich.

„Dann können Sie mich in der dritten Nacht nach heute erwarten."

„Ah — Ihr würdet auch in diesem Falle erst dann Eure Mittheilungen machen —"

„Erst dann, wenn ich frei bin."

„Da hörst Du's," wandte der Bürgermeister sich zu seinem Bruder, „es ist nichts weiter, als eine Falle, und zwar eine sehr plumpe Falle! Wenn er seine Freiheit hat, geht er auf und davon."

„Bewahre, ich würde das Geld nicht im Stich lassen," spottete Simmer. „Vertrauen Sie mir nicht, so können Sie auch nicht verlangen, daß ich Ihnen vertrauen soll. Geben Sie mir die Freiheit, gleichviel auf welchem Wege, dann werde ich Ihnen ein Geheimniß enthüllen, von welchem Sie wahrscheinlich nie eine Ahnung gehabt haben."

„Das ist der Köder, der uns locken soll," sagte der Bürgermeister, mit mühsam erzwunge-

ner Fassung, „ich darf, kann und werde diese Forderung nicht erfüllen. Wollt Ihr aber für eine nicht unbedeutende Summe das Geheimniß verkaufen, so nennt den Preis, Ihr werdet mich bereit finden, ihn zu zahlen."

„Herr Bürgermeister, die Unterredung ist zu Ende," erwiderte der Vagabund, mit so viel Haß in Blick und Stimme, daß Onkel Hubert unwillkürlich den Arm erhob, um den frechen Burschen zu züchtigen. „Wenn Sie zu Hause meine Bedingungen überlegen wollen, so hoffe ich, daß das Resultat Ihres Nachdenkens mir günstig sein wird, nur in diesem Falle können die Unterhandlungen fortgesetzt werden."

„Und im andern Falle?" fuhr Onkel Hubert auf.

„Im andern Falle schweige ich, bis ich aus dem Gefängniß entlassen werde. Darüber mögen wohl einige Jahre verstreichen, aber dieser Aufschub kann nur Ihnen unangenehm sein, nicht mir, denn im Gefängnisse habe ich kein Geld nöthig. Vielleicht besinnen Sie sich noch."

Er machte ihnen eine spöttische Verbeugung und wandte sich, um das Sprechzimmer zu verlassen.

„Kein Wort weiter!" sagte der Bürgermei-

ster scharf, als er bemerkte, daß sein Bruder den Gefangenen noch einmal zurückrufen wollte.

„Ich bitte Dich, verschwende kein Wort mehr an diesen Burschen, es war thöricht, daß wir seinem Verlangen Gehör gaben und ihm die Unterredung bewilligten."

Onkel Hubert zitterte vor Zorn, er folgte seinem Bruder, der rasch hinausging.

„Mit Stockprügeln müßte er gezüchtigt werden," knirschte er, — „ach, wenn wir jetzt noch die Folter anwenden dürften!"

„Hubert!" warnte der Bürgermeister ernst. „Du sprichst in der Erregung Worte, deren Du Dich schämen würdest, wenn ein Anderer, als ich, sie hörte. Glaubst Du denn noch immer an das Geheimniß?"

„Jetzt fester, denn zuvor!"

„Was hat Dich in diesem Glauben bestärkt?"

„Die Frechheit des Gefangenen, sein Trotz, seine Ruhe —"

„Maske, Hubert, nichts weiter! Mich täuscht diese Maske nicht. Auf das Geld würde er verzichten und nur seine Freiheit verlangen — o, wie schlau! Weshalb beugte er nicht in jener Nacht der Verhaftung vor? Er war ja allein

mit Dir, weshalb verkaufte er Dir das Geheimniß nicht?"

„Weil ich keine Lust zeigte, es ihm abzukaufen," erwiderte Onkel Hubert. „Ueberdies ahnte er nicht, daß ich entschlossen war, ihn verhaften zu lassen."

„Merkwürdig, daß dieser Glaube so plötzlich Wurzel in Deiner Seele gefaßt hat!"

„Wir könnten ihm eine Falle stellen," fuhr Onkel Hubert fort, ohne diesen Einwurf zu beachten, „es geschieht ja oft, daß man einen verstockten Verbrecher mit einem Spion zusammenbringt, man hat durch dieses Verfahren günstige Resultate erzielt."

„Was meinst Du damit?" fragte der Bürgermeister.

„Man müßte einen dazu geeigneten Mann wählen, der sich mit ihm einsperren ließe und es übernähme, ihn auszuforschen."

„Unsinn, Hubert —"

„Keineswegs! Eine Flasche Branntwein löst ihm vielleicht die Zunge. Aber wo finden wir einen solchen Mann?"

„Ich wüßte keinen, der sich dazu eignete!"

„Hm, ich wüßte einen, aber offen gestanden,

widerstrebt es mir, mit diesem Burschen gemeinsame Sache zu machen."

„Wer ist es?"

„Mathias."

„Hubert, es wäre ein gefährliches Spiel."

„Du fürchtest, er könne sich mit dem Gefangenen verbünden?"

„Liegt diese Besorgniß nicht sehr nahe?"

„Anscheinend ja, aber ich theile sie nicht. Ich werde dem Burschen eine verlockende Belohnung in Aussicht stellen, für Geld verrathen diese Leute ihren besten Freund."

„Er könnte auch Dich verrathen."

„Ja, wenn der Gefangene ihm mehr bieten könnte! Nein, Konrad, dem, der sie gut bezahlt, dienen diese Burschen treu. Willst Du mir freie Hand lassen?"

Nach langem Zögern erklärte sich der Bürgermeister bereit, dem Schließer die nöthigen Instructionen zu geben, Onkel Hubert verabschiedete sich von ihm und eilte heim, um ohne Verzug mit der Ausführung seines Planes zu beginnen.

Er hatte eben sein Haus erreicht, als zu seinem großen Erstaunen Mathias heraustrat.

„He, was wollt Ihr in meinem Hause?"

fuhr er ihn an. „Was habt Ihr in meiner Abwesenheit hier zu suchen?“

„Nichts,“ erwiderte Mathias trotzig, während ein tückischer Blick den alten Herrn traf. „Ich wollte Sie besuchen, die Frau hat mich geschickt, sie ist sehr elend, ich glaube, daß sie's nicht lange mehr machen wird.“

„So, so,“ sagte Onkel Hubert beruhigt, der nicht ahnte, daß der bucklige Possenreißer ihm das Kuckucksei schon in's Nest gebracht hatte, „ich kann ihr nicht helfen, wenn sie meinen Vorschlag nicht annehmen will.“

Er hatte, während er das sagte, die Thür geöffnet, Mathias folgte ihm in das Haus.

„Mit einer kleinen Summe wäre ihr vorläufig geholfen,“ erwiderte der Possenreißer, während der alte Herr Hut und Stock ablegte, „später würde sie vielleicht gerne Ihr gütiges Anerbieten annehmen.“

Onkel Hubert nickte, seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Plane, den er entworfen hatte.

„Ich werde Timm hinausschicken,“ sagte er, „darben soll die Frau nicht. Aber ehe ich etwas thue, will ich wissen, ob — na, seht mich nicht so tückisch an, Ihr wißt, daß ich Euch kein Vertrauen schenke, und müßt das begreiflich finden.

Habt Ihr Lust, ein schönes Stück Geld zu verdienen?"

Mathias blickte befremdet auf, die ernste, nachdenkliche Miene des alten Herrn bot den Vermuthungen, die in ihm aufstiegen, keinen Haltpunkt.

„Natürlich, wenn's mit leichter Mühe verdient werden kann," erwiderte er.

Onkel Hubert ließ sich auf einem Stuhle nieder und zündete bedächtig seine Pfeife an.

„Ihr war't in der vergangenen Nacht bei dem Baron von Helfenstein," fuhr er fort. „Was hattet Ihr bei ihm zu schaffen? Muß ich nicht denken, daß Ihr abermals Pläne schmiedet, die Wanda verderben sollen?"

Anscheinend entrüstet, schüttelte Mathias sein rothbehaartes Haupt.

„Ich habe ihn um eine Unterstützung gebeten," sagte er, „es soll mir nicht einfallen —"

„Na, na, mich betrügt Ihr nicht," unterbrach der alte Herr ihn scharf. „Woher kommt es, daß Ihr eher als jeder Andre von der Heimkehr des Barons unterrichtet war't?"

„Ein Zufall verrieth es mir, ich begegnete ihm; wenn er mich nicht angeredet hätte, würde ich ihn nicht erkannt haben."

Der forschende Blick des alten Herrn ruhte durchdringend auf der Gaunerphysiognomie, aber Mathias senkte die Wimpern nicht; anscheinend harmlos und unbefangen, zuckte er leicht die Achseln, als wolle er sagen, ihm sei es gleichgültig, ob man ihm glaube oder nicht, er wisse sich frei von jeder Schuld.

„Ich hoffe, Ihr werdet nicht vergessen, welche Waffe ich besitze,'' sagte Onkel Hubert warnend; „wenn Ihr mich zwingt, Gebrauch von ihr zu machen, seid Ihr verloren.''

„Das war eine überflüssige Drohung —''

„Gleichviel, ich wiederhole sie, um Euch zu warnen, vergeßt sie nicht. Und nun zur Sache. Der Verbrecher, welcher vor einigen Tagen hier in meinem Hause verhaftet wurde, ist im Besitz eines Geheimnisses, welches unsre Familie betrifft. Er will es nicht enthüllen, außer unter Bedingungen, auf die wir nicht eingehen können. Glaubt Ihr, daß es Euch gelingen würde, ihm dieses Geheimniß zu entlocken?''

Mathias klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne, um die Erregung, die sich bei dieser Frage seiner bemächtigte, zu verbergen.

Es war ja sein Aerger, daß die Verhaftung Simmer's ihm die Erforschung dieses Geheim-

nisses unmöglich gemacht hatte, jetzt wurde ihm die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches so plötzlich nahe gerückt.

„Ich weiß nicht, wie ich das bewerkstelligen soll," erwiderte er, „der Mann sitzt im Gefängniß —"

„Ihr werdet freien Zutritt zu ihm haben."

„Das heißt — "

„Ihr werdet mit ihm in derselben Zelle eingesperrt."

Mathias schüttelte den Kopf und blickte sich scheu um, als fürchte er, der Schließer stehe schon hinter ihm, um ihn hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Das klang sehr bedenklich, er liebte die vergitterten Fenster und die Thüren mit den schweren Riegeln und Schlössern nicht.

„Versteht mich recht," sagte Onkel Hubert, der die Besorgnisse des Possenreißers errieth, „Ihr behaltet Eure Freiheit, es bleibt Euch ganz überlassen, welche Stunden Ihr in der Gesellschaft des Gefangenen verbringen wollt. Am besten ist es, wenn Ihr die Stunden der Nacht Euer Aufgabe widmet, der Schließer kann dem Gefangenen erklären, Ihr müßtet am Tage draußen arbeiten. So würde einem et=

waigen Argwohn vorgebeugt, überdieß ist es Thatsache, daß in den Abendstunden die Menschen zu Mittheilungen sehr geneigt sind. Eine Flasche Branntwein würde vielleicht gute Dienste leisten, wenn Ihr klug und vorsichtig seid, kann es Euch nicht schwer fallen, die Aufgabe zu lösen."

„Es ist eine Aufgabe, die man nicht dem Ersten, Besten überträgt," erwiderte Mathias, „und doch sagten Sie vorhin, Sie schenkten mir kein Vertrauen."

„Das wiederhole ich," fuhr Onkel Hubert fort, während er eine mächtige Rauchwolke vor sich hin blies, „aber ich finde keinen Andern, dem ich diese Aufgabe übertragen könnte Der Gefangene ist mit allen Hunden gehetzt, ihm muß ich einen Mann schicken, zu dem er Vertrauen fassen kann, den er vielleicht eines Bündnisses zur Entwerfung eines Fluchtplanes würdigt. Wollt Ihr es übernehmen?"

„Wie groß ist der Lohn?" fragte Mathias, einer directen Antwort ausweichend.

„Es wird mir nicht darauf ankommen. Hundert Thaler verspreche ich Euch vorab, vielleicht zahle ich das Doppelte, ja, das Dreifache, wenn das Geheimniß besonderen Werth für mich hat."

Die Augen des Possenreißers leuchteten; es

mußte ein sehr werthvolles Geheimniß sein, welches der Vagabund so ängstlich hütete!

Ah, wenn er in Besitz desselben war, dann wollte er seinen Vortheil wahrnehmen und den alten Herrn zwingen, ihm den höchsten Preis zu zahlen.

„Ich will's versuchen," sagte er.

„Gut, meldet Euch heute Abend bei dem Schließer, er soll bis dahin die nöthigen Instructionen erhalten," erwiderte der alte Herr befriedigt, indem er seine Börse öffnete. „Nehmt dies und kauft eine Flasche Branntwein, laßt kein Mittel unversucht, welches dem Burschen die Zunge lösen könnte! Sobald Ihr etwas erfahren habt, werdet Ihr mir Bericht erstatten, wenn es auch in Euren Augen werthlose Mittheilungen sind, ich fordere, daß Ihr mich ohne Verzug davon in Kenntniß setzt."

Er nickte ihm zu, wie Jemand, der einer im Range unter ihm stehenden Person andeuten will, daß er allein zu sein wünsche; Mathias verstand den Wink, er entfernte sich mit dem Versprechen, daß er sich nach Kräften bemühen wolle, den alten Herrn zufrieden zu stellen.

Kaum hatte der bucklige Possenreißer die Hausthür hinter sich geschlossen, als er sich sehr

unsanft am Kragen seines fadenscheinigen Rockes gefaßt fühlte.

„Hallo — altes Haus, sind wir auch hier?" rief eine tiefe, sonore Stimme, deren Klang das Blut in den Adern des Possenreißers stocken machte. „Bucklige Nachteule, sperrt die Augen auf, ich bin's, Monsieur Herkules, denke, Ihr werdet mich noch nicht vergessen haben — wie?"

„Daß Ihr auf dem Blocksberge wäret!" knirschte Mathias, dessen Bestürzung der Wuth gewichen war.

„Ja, es wäre Euch natürlich lieber, wenn ich mir dort den Wind um die Nase spielen ließe!" lachte Binder. „Habt wohl wieder einen sauberen Streich vor, daß Euch die unerwartete Begegnung mit mir so unangenehm ist — wie? Nehmt Euch zusammen, Mann, diesmal würdet Ihr nicht so gnädig davonkommen! Ab mit Euch, ich denke, wir werden einander jetzt öfter begegnen."

Er gab seinem früheren Collegen einen kräftigen Stoß und schritt dann hastig auf das Häuschen Onkel Hubert's zu. Der tückische Blick des Possenreißers ruhte mit dem Ausdruck des glühendsten Hasses auf dem herkulischen

Manne, bis die Hausthür geöffnet wurde, und Binder hinter ihr verschwand.

„Meiner Seel', ist das eine Ueberraschung!" rief Timm, als er sich seinem Freunde gegenübersah.

Dann schüttelte und drückte er die Hände Binder's, während er mit freudeleuchtenden Augen an ihm emporschaute, und ehe Monsieur Herkules es sich versah, hatte sein fideler, lebhafter Freund ihn in die Küche gezogen, in der er ihm seine über und über erglühende Braut vorstellte.

„Meiner Seel', ist sie nicht hübsch?" fragte Timm, strahlend vor Freude. „Ein fideles Frauenzimmer, Karl, eine Perle, ein Schatzkästlein voll der kostbarsten Edelsteine!"

„Noch immer der alte, lustige Bruder!" lachte Monsieur Herkules, während er Käthchen die Hand reichte. „Wünsche Ihnen Glück, mein Fräulein, er ist ein treuer, herzensguter Junge."

„Gleich und gleich gesellt sich gern, meiner Seel'!" sagte Timm mit einem leuchtenden Blick auf seine Braut. „Wenn's nur erst so weit wäre, daß wir uns das Nest bauen könnten!"

Käthchen wandte erröthend das Antlitz ab und eilte zum Herde, wo sie sich so eifrig be-

schäftigte, daß es ganz unmöglich war, die Unterhaltung mit ihr fortzusetzen.

Timm zeigte lachend mit dem Daumen über seine Schulter auf sie, dann zuckte er die Achseln, als ob er andeuten wolle, sie sehne sich eben so sehr, wie er nach dem eigenen Nest, aber sie schäme sich, das einzugestehen.

„He, Käthchen, ein gutes Frühstück wird unser Freund nicht verschmähen," sagte er, „meiner Seel', es ist unsre Schuldigkeit, ihn mit einem guten Tropfen willkommen zu heißen."

„Laß das," wehrte Binder ab, „ich danke herzlich für den guten Willen, ich weiß ja, daß es von Herzen kommt. Ich wollte Euch nur einladen, uns heute Abend zu besuchen, Josephine und mich, wir sind im rothen Ochsen abgestiegen und werden einige Zeit hier bleiben, wenn es die hohe Polizei erlaubt."

„Wenn sie es erlaubt?" fragte Timm heiter. „Meiner Seel', weshalb sollte sie es verbieten?"

„Je nun, es könnten Gründe genug dafür gefunden werden! Damals sind wir polizeilich ausgewiesen worden, und ich glaube, ich habe dem Boten, der den Befehl brachte, etwas übel mitgespielt."

„Dann werden Sie einen schweren Stand

hier haben," warf Käthchen ein. „Scharf hat es Ihnen gewiß nicht vergessen."

Monsieur Herkules nickte besorgt.

„Deshalb möchte ich mit Deinem Herrn reden," wandte er sich zu Timm, der bei der Bemerkung seiner Braut den Kopf trotzig emporgeworfen hatte, „ich hoffe, er wird ein gutes Wort für mich einlegen."

„Natürlich!" erwiderte Timm. „Wenn er Dir protegirt, dann kann Monsieur Scharf sich einsalzen lassen. Nein, wie wird das Fräulein sich freuen, wenn sie Dir wiedersieht! O, wir haben oft von Dir gesprochen, Karl, Du weißt gar nicht, wie lieb Alle Dir haben!"

Ein wehmüthiger Schatten breitete sich über das treue Gesicht Binder's.

„Ich wußte, daß Wanda mich nicht vergessen würde!" sagte er. „Es thut meinem Herzen wohl, zu hören, daß sie sich meiner noch erinnert."

„Meiner Seel', wenn sie's nicht thäte, wär' sie keinen Schuß Pulver werth!" rief Timm, während er auf die Thür zu schritt. „Ich melde Dir jetzt an, Karl."

„Sie werden an ihm einen treuen, herzensguten Gatten haben," wandte Binder sich zu

Käthchen, die ihrem hinauseilenden Verlobten einen Blick der innigsten Liebe nachsandte. „Wahrhaftig, Sie hätten keine bessere Wahl treffen können."

„Er ist mir oft zu ausgelassen," sagte das Mädchen mit einem Lächeln des Glücks auf den Lippen, „er geht manchmal über ernste Fragen so leichtfertig hinweg, daß ich ihm deshalb zürnen möchte."

„Aber er ist es nicht, — er ist nicht leichtfertig!"

„Nein, er ist es nicht, er kann lachend überlegen, was er thun muß, um eine Sorge zu beseitigen, und er trifft mit seinem hellen Verstande immer das Richtige."

„O, er ist ein kluger Kopf," nickte Monsieur Herkules, „er war es schon in der Schule. Rechnen konnte er besser, wie unser Schulmeister, und was wir Alle so rasch nicht begriffen, das hatte er im Nu weg. Verzeihen Sie mir die etwas neugierige Frage, ist Fräulein Wanda schon verlobt?"

Käthchen schüttelte verneinend das Haupt.

„Morgen!" erwiderte sie mit einem bedeutungsvollen Blick.

„Morgen?" fragte Binder erstaunt.

„Ja, dann will sie sich entscheiden. Es hat nun auch lange genug gedauert, ich kann's den jungen Herren nicht übel nehmen, wenn sie ungeduldig werden."

„Fällt es ihr so schwer?" sagte Monsieur Herkules sinnend.

„Damals war doch Herr Felsen der Mann ihres Herzens, — o, ich fürchte —"

„Meiner Seel', das war eine Freude!" rief Timm, zurückkehrend. „Die jungen Damen sind auch im Wohnzimmer; Du sollst nur rasch kommen, Karl, sonst wollen sie Dir holen."

Lächelnd folgte Monsieur Herkules seinem Freunde, aus seinen treuen Augen strahlte der Sonnenschein des Glücks, als er in das Zimmer trat, und Wanda ihm mit einem herzlichen „Willkommen!" beide Hände reichte.

Er sah ihr forschend in die dunklen Augen, ein leiser Seufzer entfuhr unwillkürlich seinen Lippen, er entdeckte, daß noch kurz vorher Thränen diese schönen Augen getrübt hatten.

Aber der Ursache ihres Kummers nachzuforschen, blieb ihm jetzt keine Zeit, Onkel Hubert und Bertha hießen ihn nun auch willkommen, der alte Herr nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und beauftragte Timm, eine Flasche Wein zu holen,

auf daß er mit seinem Gaste auf ein fröhliches Willkommen anstoßen könne.

„Wir haben oft, sehr oft an Sie gedacht,“ sagte Onkel Hubert, als er ihm gegenübersaß, „wir sprachen noch heute Morgen von Ihnen. Sie haben meinem Bruder geschrieben und um die Erlaubniß gebeten, hier Vorstellungen geben zu dürfen.“

„Der Herr Bürgermeister hat mit Ihnen darüber geredet?“ fragte Binder erwartungsvoll.

„Ja, der Erfüllung Ihres Gesuchs steht durchaus nichts im Wege.“

„Ah, das ist eine sehr angenehme Botschaft.“

„Fürchteten Sie, die Erlaubniß könne Ihnen verweigert werden?“ fragte Wanda, während sie die Gläser füllte.

„O, gewiß!“ erwiderte Monsieur Herkules lebhaft. „Ich danke Ihnen, Fräulein, auf Ihr Wohl, meine Damen!“

Er nippte an dem Glase und stellte es hin, aber jetzt ergriff Onkel Hubert sein Glas und nöthigte ihn, mit ihm anzustoßen und das Glas zu leeren.

„Sie werden sich erinnern, daß damals der Amtsbote, der uns den Befehl der Ausweisung brachte, vor mir flüchten mußte,“ nahm Binder

wieder das Wort, „es war sein Glück, daß er einen zu bedeutenden Vorsprung vor mir hatte, ich weiß nicht, was ich gethan haben würde, wenn er mir in die Hände gefallen wäre.“

„Er wird Ihnen nicht in den Weg treten,“ sagte Onkel Hubert, „sollte er es thun, so berichten Sie es mir, lassen Sie sich nicht zu übereilten Schritten hinreißen.“

„Nun aber müssen Sie uns erzählen, wie es Ihnen seitdem ergangen ist,“ nahm Wanda, dem Freunde heiter zunickend, das Wort, „ich hoffe, es ist Ihnen seit unsrer Trennung nichts Unangenehmes begegnet. Sie sehen, wir Alle sind glücklich, uns sind die Tage still und friedlich verstrichen, Dank meinem guten, edlen Vater, der unermüdlich Blüthen auf meinen Pfad streut!“

Ein seelenvoller Blick traf aus ihren dunklen Augen den alten Herrn, der leicht das Haupt wiegte, als ob er sagen wollte, es sei nicht des Dankes werth, was er an ihr gethan habe.

„Es wäre Sünde, wenn ich klagen wollte,“ sagte Monsieur Herkules, „ich habe in Wahrheit keinen Grund dazu. Aber wie ich das nur vergessen konnte! Ich soll Ihnen tausend Grüße von Josephine bringen, sie wäre gerne mitge=

kommen, aber sie wußte nicht, ob sie es wagen durfte."

„Madame Bolterini begleitet Sie noch immer?"

„Nicht Madame Bolterini, sondern Madame Binder, ich denke, meine Frau wird mich begleiten müssen."

Wanda blickte überrascht den Freund an, der bedeutsam lächelnd den Handdruck des alten Herrn erwiderte, im nächsten Augenblick erhob sie sich rasch, um ebenfalls ihm Glück zu wünschen.

„Ja, ja, es kommt in der Regel Alles anders, wie wir es wünschen und erwarten," sagte Monsieur Herkules, nachdem er mit Allen auf das Wohl seiner Frau und das Glück seiner Ehe angestoßen hatte. „Ich hätte das vor einem Jahre nicht im Traume gedacht, nein, ich sah einer sehr trüben und trostlosen Zukunft entgegen. An demselben Tage, an welchem Bolterini geendet hatte, an jenem mir unvergeßlichen Tage, an welchem ich meine letzten Hoffnungen zu Grabe trug, dämmerte eine Ahnung in mir auf, daß die Nacht doch nicht so finster und stürmisch sei, wie ich wähne. Josephine erzählte mir eine kleine, rührende Geschichte, sie wollte mich trösten und ermuthigen, mich emporrichten und mir zeigen,

was das Menschenherz tragen kann, wenn es muthig und geduldig die Last auf sich nimmt. Vielleicht dachte sie nicht einmal daran, daß ich, als sie ihr Herz mir öffnete, mein Bild darin entdecken könne. Sie würde mir nicht gesagt haben, daß sie schon damals mich liebte, als Volterini um ihre Hand warb, nein, sie würde es nie gethan haben, aber ich wußte es, und ich glaubte, an meinem finster umwölkten Horizont einen strahlenden Stern aufsteigen zu sehen. Wir reisten nach Hamburg. Josephine besaß die Mittel, Alles anzuschaffen, was wir bedurften, um eine Truppe zu engagiren und Vorstellungen zu geben, die jede Anforderung des Publikums befriedigten. Das Glück begünstigte uns, was wir unternahmen, gelang uns, die Einnahmen übertrafen unsere Erwartungen, aber Eins fehlte uns, die innere Zufriedenheit. Ach, es war rührend zu sehen, mit welcher Liebe Josephine für mich sorgte! Sie las jeden Wunsch in meinen Augen, er war erfüllt, ehe ich daran dachte, ihn auszusprechen. Ich sah sie leiden und litt selbst, ich liebte sie, es war ja unmöglich, ihrer Liebe zu widerstehen. Weß' das Herz voll ist, deß' geht der Mund über, und als nun die entscheidenden Worte gesprochen waren, und des Prie-

sters Segen uns für das ganze Leben verbunden hatte, da wußten wir, was uns bis dahin an unserm Glücke fehlte."

„Sie sind nun glücklich, nicht wahr?" fragte Wanda.

„Dem Himmel sei Dank, ich bin es," fuhr Binder fort, indem er die leuchtenden Augen aufschlug und dem schönen Mädchen einen Blick zuwarf, in welchem die ganze Fülle jenes Glücks sich spiegelte. „Die Liebe meiner angebeteten Frau segnet meinen Lebensfrühling täglich mit neuen duftenden Blüthen, meine Einnahmen halten mir die Nahrungssorgen fern, ich bin mein eigner Herr und habe nicht mehr nöthig, das Brod andrer Leute zu essen, — was will ich mehr verlangen!"

„In der That, nichts," sagte Onkel Hubert heiter. „Und wenn einmal Nahrungssorgen kommen sollten, so sind wir auch noch da, wir, die Freunde, die nie vergessen werden, welch' großen Dank sie Ihnen schulden."

„So hat Ihr Geschick sich heitrer gestaltet, als Sie es vermutheten," versetzte Wanda, „das zu wissen, bereitet mir sehr große Freude! Sie haben Ihre Truppe schon mitgebracht?"

„Nein, sie wird in den ersten Tagen ein=

treffen, wenn ich nicht genöthigt werde, ihr Gegenbefehl zu schicken. Ich wollte Sie und die anderen Freunde gerne wiedersehen, das war der einzige Grund, der mich bewog, hier den Jahrmarkt zu besuchen."

„Wo sind Sie abgestiegen?" fragte der alte Herr.

„Im rothen Ochsen. Ich würde es mir zur Ehre anrechnen, Sie in meiner Wohnung empfangen zu dürfen, meine Damen, aber ich wage nicht, Sie darum zu bitten, auch durfte ich nicht im ersten Gasthofe absteigen, es knüpfen sich an ihn für Josephine nur unangenehme Erinnerungen."

„Ich hoffe, Sie werden uns mit Ihrer Frau besuchen," sagte Onkel Hubert, „Sie werden uns jederzeit herzlich willkommen sein."

Monsieur Herkules erhob sich, er glaubte, in diesen Worten eine leise Andeutung zu finden, daß man erwarte, er werde sich nun entfernen, um keinen Preis hätte er lästig fallen mögen. „Wenn Sie es erlauben, so werden wir mit Freude von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen," erwiderte er, „meine Frau freut sich ja so sehr darauf, das Fräulein wieder zu sehen."

„Sie wollen schon fort?" fragte Wanda überrascht.

„Es ist Mittag, ich fürchte schon zu lange geblieben zu sein. Ich bitte Sie, das zu entschuldigen, die Zeit verstreicht so rasch, wenn man sich mit vergangenen Ereignissen beschäftigt. Auf Wiedersehn!"

Er nahm seinen Hut, verbeugte sich ziemlich linkisch und ging langsam hinaus.

Wanda wollte ihm folgen, aber als sie sah, daß Onkel Hubert ihn begleitete, blieb sie zurück.

„Wir werden ihn heute Nachmittag besuchen," flüsterte sie ihrer Freundin zu, die gedankenvoll nickte.

Fünftes Kapitel.

Monsieur Herkules durchwanderte langsam, in ernstes Nachdenken versunken, die belebten Straßen, ohne seiner Umgebung mehr, als dann und wann einen flüchtigen Blick zu widmen.

Alles in Allem durfte er glauben, daß Wanda glücklich sei, aber es hing doch eine dunkle Wolke an ihrem Horizont, und es schien ihrem treuen Freunde, als ob sie absichtlich jedem Andern diese Wolke verbergen wolle. Vielleicht war es die Entscheidung, die sie am nächsten Tage treffen sollte, was ihr Sorge machte und ihre Heiterkeit trübte, vielleicht ward es ihr schwer, einen Entschluß zu fassen — — aber nein, das konnte es nicht sein, sie hatte ja Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken, sie mußte ihre Wahl längst getroffen haben.

Er erinnerte sich jetzt eines sehr bedeutungs-

vollen Blicks, der ihn beim Abschied rasch und verstohlen gestreift hatte, er glaubte in diesem Blick Angst, Besorgniß und das Bedürfniß, bei einem Freunde Schutz zu suchen, gelesen zu haben.

Er würde sie gebeten haben, ihm die Ursache ihrer Sorgen mitzutheilen, wenn nicht der alte Herr zugegen gewesen wäre, er nahm sich vor, es später zu thun, sobald eine geeignete Gelegenheit dazu sich ihm bot.

Sein Weg führte ihn an dem Hause des Bürgermeisters vorbei, in der Thür dieses Hauses stand der Amtsbote, der ihn sofort, trotz seines fast elegant zu nennenden Anzuges, wiedererkannte. Das war eine zu schöne Gelegenheit, für eine erlittene Niederlage Rache zu nehmen, als daß Scharf sie hätte unbenutzt lassen können, er trat auf die Straße und erwartete in feindseliger Haltung seinen Gegner, der mit einem Zuge der Verachtung in seinem ehrlichen Gesicht langsam näher kam.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte der Amtsbote, als Binder vor ihm stand. „Habt Ihr schon vergessen, das Ihr polizeilich ausgewiesen seid?“

„Freund, geht mir aus dem Wege,“ sagte Monsieur Herkules, den aufsteigenden Grimm be-

zwingend, „wenn Ihr meint, daß jener Ausweisungsbefehl heute noch gültig sei, so fragt den Herrn Bürgermeister, ob er vollstreckt werden soll, ich glaube, die Antwort wird Euch wenig befriedigen. Im Uebrigen will ich Euch nicht verhehlen, daß ich im rothen Ochsen wohne, habt Ihr mir etwas mitzutheilen, so sagt es mir dort, die Unterredungen auf offener Straße liebe ich nicht."

„Aber Ihr werdet mir Rede stehen!" rief der Amtsbote, gereizt durch das ruhige, würdevolle Benehmen seines Gegners. „Ich will Euren Paß sehen, ich will wissen, woher Ihr kommt, und weshalb Ihr hier seid, neunundneunzig Donnerwetter —"

„Ruhig, alter Mann!" fiel Binder ihm in's Wort. „Ihr macht Euch nur lächerlich, wenn Ihr in diesem Tone fortfahrt. Meinen Paß könnt Ihr im rothen Ochsen sehen, und wenn Ihr wissen wollt, weshalb ich hier bin, fragt den Herrn Bürgermeister, vielleicht legt er Euch den Brief vor, den ich an ihn geschrieben habe."

Er wollte an ihm vorbeischreiten, aber der Amtsbote, dessen Erbitternng die höchste Spitze erreicht hatte, vertrat ihm den Weg und hob schon den Arm, um ihn „wegen Widersetzlichkeit

und ungebührlichen Betragens gegen die hohe Obrigkeit" zu verhaften, als der Bürgermeister plötzlich hinter dem breiten Rücken Binder's auftauchte.

Der alte Herr kam aus dem Rathhause, in das er sich nach der Unterredung mit dem Gefangenen begeben hatte; beim ersten Blick auf das zornglühende Gesicht des Amtsboten errieth er, was hier vorgefallen war.

Monsieur Herkules grüßte ihn höflich, und da der Bürgermeister den Gruß erwiderte, so hätte Scharf schon hieraus den Entschluß ziehen dürfen, daß seine Klage nicht angebracht sei. Nichtsdestoweniger ließ er sich durch seinen Groll verleiten, dem gestrengen Herrn zu rapportiren, daß dieses Mitglied der Seiltänzerbande sich in respectwidriger Weise gegen die hohe Obrigkeit benommen habe.

Binder ließ ihn ruhig vollenden, dann berichtete er den Inhalt des stattgefundenen Wortwechsels, und er hatte die Genugthuung, daß Scharf einen ziemlich derben Verweis erhielt, der freilich die Erbitterung dieses Mannes gegen das „Mitglied der Seiltänzerbande" noch steigern mußte.

Der Bürgermeister bemerkte darauf, daß er den Brief Binder's erhalten und das Gesuch des-

selben bewilligt habe, der Herr Director der Akrobaten-Gesellschaft möge den Platz näher bezeichnen, den er zu miethen wünsche, und am nächsten Tage in's Rathhaus kommen, um die schriftliche Genehmigung in Empfang zu nehmen.

Damit verabschiedete er sich von dem Künstler, der jetzt auch seinen Weg fortsetzte, ohne den flammenden Blick zu bemerken, den Scharf ihm nachschickte.

Monsieur Herkules hatte bald diesen Zwischenfall vergessen, seine Gedanken beschäftigten sich wieder mit Wanda und dem geheimen Kummer, der an ihrem Herzen nagte.

So kam es, daß seine Stimmung getrübt war, als er im rothen Ochsen anlangte, und es war leicht begreiflich, daß Josephine beim ersten Blick die Verstimmung ihres Gatten bemerkte.

Sie schob ihr andere Ursachen unter, sie wußte, wo er gewesen war, die Vermuthung, daß beim Anblick Wanda's die Erinnerung an eine frühere Zeit, an halb vergessene Wünsche und Hoffnungen in seiner Seele wieder aufgestiegen sei, mußte sich ihr aufdrängen.

Das schöne blühende Weib schloß ihn in ihre Arme, und wie Frühlingssonnenschein glitt es

über sein umwölktes Antlitz, als er ihr in's Auge blickte.

Er setzte sich neben sie und berichtete ihr, wie er aufgenommen worden war, und wie liebenswürdig Wanda, der Herr Bürgermeister und dessen Bruder sich benommen hatten, er sagte ihr, daß Wanda und der alte Herr, ihr Adoptivvater, mit großer Freude den Besuch der Madame Binder erwarteten, er theilte ihr seine Begegnung mit Mathias und dem Amtsboten mit und berührte dann erst den Punkt, der seine heitere Laune trübte.

Josephine aber lachte hell und lustig und meinte, ihr Herr Gemahl bereite sich unnöthigerweise Sorgen, Wanda müsse ja glücklich sein, es sei möglich, daß sie aus irgend einem Grunde Freudenthränen geweint habe, seine Besorgniß habe gewiß keine Berechtigung.

Wenn aber ein geheimer Gram an dem Herzen Wanda's nage, dann werde sie ihn sehr rasch entdecken, er möge das ihr überlassen, sie wolle am nächsten Tage von der Erlaubniß des alten Herrn Gebrauch machen und die Freundin besuchen.

Monsieur Herkules war beruhigt, er hatte nicht daran gedacht, daß er es seiner klugen Frau

überlassen könne, Wanda auszuforschen und mit ihren klaren Augen in die Seele des Mädchens einzudringen, es wunderte ihn, daß der Gedanke daran nicht in ihm aufgestiegen war.

„Daraus erkenne ich, daß Du wenig an mich denkst!“ scherzte Josephine, als er mit ihr darüber sprach, aber im nächsten Augenblick schloß Monsieur Herkules ihr mit einem Kuß den Mund, und froh und glücklich wie zwei sorglose Kinder setzten sie sich hin, um die Schüsseln zu leeren, die der Kellner inzwischen aufgetragen hatte.

Josephine wollte nach Tisch ein Stündchen schlafen, Binder einen Brief an die Truppe schreiben und dann in Begleitung seiner Frau ausgehen, um den Platz auf der Stadtwiese zu wählen.

Aber er hatte kaum den Brief angefangen, als nach kurzem Anpochen die Thür geöffnet wurde, und die beiden jungen Damen eintraten.

Monsieur Herkules, der der Bequemlichkeit wegen seinen Rock ausgezogen hatte, stand verlegen von seinem Stuhle auf, aber Josephine, durch das Oeffnen der Thür geweckt, hatte sich rasch erhoben, und während sie Wanda umarmte und die Glückwünsche der Freundin in Empfang

nahm, fand Binder hinreichend Zeit, Toilette zu machen, Stühle hinzustellen, die Glocke zu ziehen und den Kellner zu beauftragen, für vier Personen Kaffee zu bringen.

„Hätte ich doch nimmer erwartet, daß Sie uns diese Ehre erzeigen würden!“ sagte er heiter, als die Damen sich niedergelassen hatten „Aber desto angenehmer ist die Ueberraschung, für die ich Ihnen von ganzem Herzen danke.“

„Ich fürchte nur, daß unser Besuch Sie stört,“ erwiderte Wanda mit einem Seitenblick auf den begonnenen Brief. „Josephine ist um ihren Schlaf gekommen —“

„O, die Freude, Sie wiederzusehen, mit Ihnen noch einmal plaudern zu können, wird mich mehr erfrischen, als der Schlaf es vermöchte,“ fiel Josephine ihr in's Wort.

„Es würde ihr überhaupt nichts schaden, wenn sie auf das Mittagsschläfchen verzichten wollte,“ sagte Binder mit einem treuherzigen Blick auf seine Frau. „Ah, es ist außerordentlich schmeichelhaft für Dich, mein Schatz, daß das Fräulein uns die Ehre ihres Besuchs schenkt. Hier diese junge Dame ist Fräulein Schenk, dieselbe, die in der Residenz Herrn Felsen mit so großer Aufopferung gepflegt hat.“

„Erinnern Sie doch nicht immer daran!“ zürnte Bertha. „Wanda, ich glaube, wir haben nicht viele Zeit zu verlieren.“ Von den Lippen Wanda's verschwand das heitere Lächeln, ihre Stirne zog sich leicht in Falten.

„Es ist wahr,“ sagte sie, „so sehr es mich auch betrübt, Josephine, Ihnen das Geständniß machen zu müssen, daß mein Besuch nicht Ihnen allein gilt, kann ich es doch nicht umgehen. Seit einigen Tagen ist meine Mutter hier —“

„Auch sie?“ fiel Binder bestürzt ihr in's Wort. „Ah, ich hätte es mir denken können, als ich heute Morgen mit Mathias zusammentraf. Bitte, warten Sie einen Augenblick, ich höre den Kellner kommen.“

Er erhob sich, öffnete die Thür und nahm das Kaffeegeschirr in Empfang; als er es auf den Tisch gestellt und seiner Frau hingeschoben hatte, ließ er sich wieder nieder.

„Ich kann mir denken, weshalb sie hier ist,“ fuhr er fort, „Herr Felsen soll zu der Tochter die Mutter mit in den Kauf nehmen.“

Sie verlangt, daß er sie unterstütze,“ sagte Wanda, „aber den Vorschlag, den er ihr gemacht hat, will sie nicht annehmen. Sie will nicht in's Hospital gehen, sie verlangt baares Geld, und

Herr Felsen hat Recht, wenn er behauptet, damit sei ihr nicht geholfen, sie werde es vergeuden, oder darum betrogen werden."

„Sie will nicht?" fragte Josephine, in deren dunklen Augen die Gluth der Entrüstung aufblitzte. „Mit welchem Recht darf sie es wagen, Forderungen zu stellen? Hat sie denn schon die Ereignisse in der Residenz vergessen?"

„O, diese Leute vergessen rasch," spottete Binder, während er ein Stückchen Zucker in seine Tasse hielt, welches er verschlang, sobald die braune Flüssigkeit es durchdrungen hatte. „Man muß ihr Zeit lassen, den gewiß sehr annehmbaren Vorschlag zu überlegen."

„Wenn es nicht jetzt zu spät ist!" sagte Wanda, das Köpfchen schüttelnd. „Sie wohnt nicht in der Stadt, sondern in einem Dorfe, eine Stunde von hier entfernt, Mathias unterhandelt in ihrem Namen mit dem alten Herrn, der auch meinen Bitten nicht nachgeben und nur in der erwähnten Weise ihr helfen will. Aber die Frau ist krank, ihrem Ende nahe."

Sie zog einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn dem Freunde, der hastig ihn entfaltete.

„Sie wünscht mich noch einmal zu sehen vor ihrem Ende," fuhr sie mit leise zitternder Stimme

fort, „sie will versöhnt mit ihrem Kinde sein, ehe sie stirbt.“

„Ja, so steht's hier,“ sagte Binder gedankenvoll, während er den Brief hinlegte, „aber ich kann nicht glauben, daß es ihr aufrichtiger Wunsch sein soll. Nein, Fräulein, ich kann es nicht.“

„Sie ist meine Mutter,“ unterbrach Wanda ihn, schmerzlich bewegt, „der Gedanke, daß sie unversöhnt mit mir gestorben sei, wäre mir entsetzlich.“

„Hm — ja,“ nahm Josephine sinnend das Wort, „dieser Gedanke wäre gewiß sehr unangenehm. Aber Mathias ist bei ihr, wir Alle kennen diesen Schuft, ich traue ihm zu, daß er den Brief geschrieben hat, um Sie in eine Falle zu locken. Sie schütteln ungläubig den Kopf? O, diese Leute treten das Heiligste in den Staub, wenn sie dadurch ihren Zweck erreichen können! Vielleicht will man Sie gewaltsam festhalten, um von Ihrem Adoptivvater eine namhafte Summe zu erpressen, das Gesetz schützt ja die Mutter, welche ihr Kind zwingt, bei ihr zu bleiben.“

„Ich glaube, diese Vermuthung ist unbegründet,“ sagte Monsieur Herkules, dessen Blick prüfend auf dem Schreiben ruhte, „es ist die Hand-

schrift Jeannette's, und man sieht deutlich, daß eine zitternde Hand den Brief geschrieben hat."

„Das habe ich mir auch gesagt, als ein Argwohn in mir erwachen wollte," erwiderte Wanda, „Mathias brachte heute Morgen den Brief, wäre Herr Felsen zu Hause gewesen, oder hätte Timm den Boten gesehen, so würde der Brief nicht in meine Hände gekommen sein."

„Was wollen Sie nun thun?" fragte Binder.

„Können Sie noch fragen? Wenn auch die Liebe zur Mutter in meinem Herzen erloschen ist, es spricht doch noch eine Stimme in ihm für sie, und dieser Stimme muß ich folgen. Ja, ich muß, thäte ich es nicht, so würde mein Gewissen strenge mit mir in's Gericht gehen. Herr Felsen durfte meinen Entschluß nicht erfahren, Bertha war sofort bereit, mich zu begleiten. Wir wollten Timm mitnehmen, aber wir wußten nicht, wie wir es anstellen sollten, ihn davon in Kenntniß zu setzen, ohne daß der alte Herr es bemerkt und Verdacht geschöpft hätte. Da kamen Sie, Binder, und eine schwere Last fiel mir von der Seele. Ich möchte nicht gerne ohne die Begleitung eines Mannes hingehen, der im schlimmsten Falle mich beschützen kann."

„Wir gehen Alle mit," sagte Josephine in

ihrer lebhaften Weise. „Karl, sei so gut und hole meinen Mantel —"

„Geduld, Schatz!" fiel Binder ihr scherzend in's Wort. „Ich glaube, wir können Dich sehr gut entbehren. Sei mir nicht böse, mein Herz, was mich betrifft, so weißt Du, daß ich Dich immer um mich haben möchte, weil ich mich nur bei Dir behaglich und glücklich fühle. Aber erstens wäre es eine zu große Karawane, die Aufsehen erregen würde, und zweitens darfst Du nicht vergessen, daß Jeannette Dich haßt."

„Dich liebt sie auch nicht!" warf Josephine schmollend ein.

„Das ist die Wahrheit, ich werde mich ihr auch nicht zeigen! Nein, mein Kind, bleibe Du ruhig hier, die weiten Spaziergänge sind Dir ohnedies nicht zuträglich. Sie sind also fest entschlossen, Fräulein?"

„Ja," erwiderte Wanda, die mit ihrer Freundin leise einige Worte gewechselt hatte, „ich will ihr meine Ersparnisse bringen und mich überzeugen, ob und in welcher Weise ihr geholfen werden kann."

„Herr Felsen weiß also nicht, daß Sie diesen Schritt thun?"

„Wir haben ihm gesagt, daß wir die Frau

Bürgermeister besuchen wollen, er hat keine Ahnung von meinem Vorhaben."

„Aber verheimlichen können Sie es ihm später nicht," sagte Monsieur Herkules warnend. „Fürchten Sie nicht, daß er alsdann Ihnen zürnen wird?"

„O, nein," entgegnete Wanda, „er muß ja sich sagen, daß ich nicht anders habe handeln können."

„Nun denn, so wollen wir aufbrechen," versetzte Binder, „der Weg ist ziemlich weit, vor Abend werden wir nicht zurückkehren. Schmolle nicht, mein Schatz, gieb mir einen Kuß, und dann vorwärts."

Lachend hing Josephine an seinem Halse, sie nickte den beiden Mädchen zu, als ob sie sagen wolle, es sei ganz unmöglich, diesem Manne zu zürnen, und wie er es wolle, so sei es auch am besten, dem Willen des Mannes müsse das Weib sich unterwerfen.

Sie gingen hinaus, Josephine trat an's Fenster und blickte ihnen lange nach.

Binder versuchte mehrmals, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, aber alle Versuche scheiterten an der Unaufmerksamkeit Wanda's, die bei der Erinnerung an ihre Mutter manches düstre Bild

der Vergangenheit ihrem geistigen Auge vorüberziehen sah.

Sie mußte ihrer verlorenen Kindheit gedenken, es waren schmerzliche Erinnerungen, aber sie konnte sich ihrer nicht erwehren, es waren Dämone, die ihre Freude daran fanden, die Seele des Mädchens zu foltern.

Monsieur Herkules unterhielt sich mit Bertha, die Beiden plauderten, scherzten und lachten, aber so oft auch Wanda versuchte, ihnen ihre Aufmerksamkeit zu widmen und an ihrem Gespräche Theil zu nehmen, wollte ihr dies doch nicht gelingen, die widerspenstigen Gedanken weigerten sich, andere Pfade zu gehen, als die, welche sie selbst gewählt hatten.

War es in Wahrheit der ernste Wunsch der Sterbenden, sich mit ihrem Kinde auszusöhnen?

Immer wieder mußte Wanda diese Frage aufwerfen, sie fand keine Antwort darauf, welche sie ganz befriedigte.

Auch sie konnte nicht an die Reue dieser Frau glauben, die ihr nie die Liebe einer Mutter bewiesen hatte. Aber der Tod sühnt Alles, sie bot ihrem Kinde die Hand, sie bat um Verzeihung, wie hätte Wanda sich weigern können,

diesen letzten Wunsch der sterbenden Mutter zu erfüllen!

Als sie die Schenke erreichten, erklärte Binder, er wolle im Gastzimmer die Rückkehr der Damen erwarten; wenn ihnen eine Gefahr begegne, so werde er auf den ersten Ruf zur Hülfe herbeieilen.

Er hatte kaum diese Erklärung gegeben, als die Thür des Schenkzimmers geöffnet wurde, und Mathias heraustrat. Der Possenreißer stutzte, als sein Blick auf Monsieur Herkules fiel; wenn er auch nicht erwarten konnte, daß Wanda allein kommen würde, so war er doch keineswegs auf die Begegnung mit Binder an diesem Orte vorbereitet.

Diese Begleitung durchkreuzte seinen Plan, aber die Würfel waren nun gefallen, Mathias mußte den Kampf mit diesem Gegner aufnehmen.

„Es ist keine gute Wirthschaft hier,“ sagte er, als Monsieur Herkules Platz genommen und einigemal mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte. „Die Leute sind auf dem Felde, die taube Magd könnte nicht einmal ein Kanonenschuß in Bewegung bringen.“

Die hellen, klugen Augen Binder's blickten den buckligen Possenreißer durchdringend an, es war

begreiflich, daß diese Bemerkung das Mißtrauen in seiner Seele wecken mußte.

„Also seid Ihr allein mit Jeannette in dem Hause?“ fragte er.

„Wenn Ihr die taube Magd nicht in Betracht ziehen wollt, ja!“

„Ah — Ihr hattet erwartet, Wanda werde allein kommen?“

Mathias zuckte die Achseln.

„Daß Ihr mitkommen würdet, konnte ich freilich nicht erwarten,“ erwiderte er, „aber was liegt daran, ob sie allein oder in Eurer Begleitung gekommen ist? Ich will nichts von ihr, die Frau wünscht sie zu sehen. Verlangt Ihr etwas?“

„Bier, wenn ich's haben kann.“

„Hier giebt's nur Branntwein, wir sind in einer armseligen Dorfkneipe.“

Mathias hatte sich dem Schenktische genähert, er griff hinter denselben und holte einen Krug hervor, den er nebst einem Glase vor Binder hinstellte.

„Bedient Euch,“ sagte er, „etwas Feines ist es nicht, aber es läßt sich trinken.“

Monsieur Herkules füllte das Glas und setzte es an die Lippen; Mathias saß ihm gegenüber,

mit einem höhnischen Zuge in dem widerwärtigen Gesicht blickte er ihn erwartungsvoll an, wie Jemand, der mit fieberhafter Spannung eine vorbereitete Katastrophe erwartet.

In dieser Erwartung aber sollte er sich getäuscht sehen, kaum hatte Binder an dem Glase genippt, als er mit einem derben Fluch den Inhalt desselben dem Possenreißer in's Gesicht goß. „Was ist das?" rief er. „Wollt Ihr mich vergiften? Denkt Ihr, ich sei so dumm, daß ich dieses Höllengebräu arglos hinuntergießen werde?"

Mathias war von seinem Sitz emporgefahren, er ergriff den Krug, aber noch ehe er den Arm erheben konnte, traf ihn die Faust Binder's so wuchtig, daß der bucklige Schurke laut aufschrie vor Schmerz.

„Haltet Frieden," sagte Binder, während er ihm den Krug entriß, „wenn Ihr mit mir anbindet, so zieht Ihr unfehlbar den Kürzern. Hier bleibt Ihr! Nicht von der Stelle, Bursche! Ich traue Euch nicht weiter, als meine Augen Euch sehen."

Mathias rieb den Arm, den der Schlag gelähmt hatte, aus seinen tückischen Augen schossen flammende Blitze auf den herkulischen Mann.

„Ist es meine Schuld, wenn Euch das Zeug

nicht schmeckt?" knirschte er wüthend. „Die Bauern trinken es wie Wasser, ich hab' es auch getrunken und ich glaube —"

„Was Ihr glaubt, kümmert mich nicht," fiel Binder ihm scharf in's Wort. „Ich lese Eure Gedanken auf Eurer Stirne, es wäre Euch eine Wollust, mir das Messer in's Herz stoßen zu können. Ah, ich weiß, weshalb Ihr mich haßt, Ihr tragt diesen Haß mit Euch herum seit jenem Abend, an dem ich den schändlichen Plan vereitelte, den Ihr, Jeannette und der Baron geschmiedet hattet! Es ist auch heute wieder etwas im Werke, ich las es vorhin in Eurem tückischen Blick, etwas, was das Tageslicht nicht vertragen kann. Wanda ist in eine Falle gelockt worden, aber so stark könnt Ihr allesammt das Geflecht nicht weben, daß es meine Faust nicht zu zerreißen vermöchte!"

Mathias rieb noch immer den Arm, er dachte mit Schrecken an die Möglichkeit der Begegnung dieses Mannes mit dem Baron.

Wenn sie stattfand, war der Plan verrathen, sie mußte stattfinden, Mathias sah keine Möglichkeit, den Baron zu warnen.

„Wenn der Baron von Helfenstein hier wäre, würde mir schon jetzt Alles klar sein," fuhr

Monsieur Herkules nach einer Pause fort, — „he, es würde mich freuen, dem geschniegelten Windbeutel noch einmal zu begegnen."

„Ich habe den Baron nicht gesehen," sagte Mathias verdrossen, „ich weiß überhaupt nicht, was Ihr wollt!"

„Nicht?" spottete Binder, der den Krug geöffnet und seine Nase über die Oeffnung gehalten hatte. „Ich weiß es sehr gut, und es ist nutzlos, daß Ihr Euch so große Mühe gebt, mich zu täuschen. Ist das Branntwein oder Spiritus? Solltet Ihr wirklich nicht wissen, daß einige Tropfen Schwefelsäure im Branntwein hinreichen, um einen Menschen zu betäuben? War das nicht das Rezept, welches den Vater Wanda's in die Erde brachte? Seht mich nicht so stier an, als ob Ihr ein Gespenst erblicktet, Ihr hört, daß ich Eure Schliche kenne und sehr genau weiß, welches Höllengebräu dieser Krug enthält."

„So laßt das Zeug stehen, wenn Ihr's nicht mögt!" warf Mathias trotzig ein. „Ich hab's nicht gebraut, ich bot Euch an, was ich hier vorfand."

„Man sollte glauben, gegen diese Rechtfertigung lasse sich nichts einwenden," spottete Binder, „aber dann darf man Euch nicht kennen

und nicht ahnen, daß Ihr den Krug hingestellt habt, um den Begleiter Wanda's zu bewirthen. Ihr dachtet wohl, Timm werde mitkommen, Timm, der arglose Bursche, mit dem Ihr leichtes Spiel gehabt haben würdet! Beim Himmel, wenn ich meinen Ahnungen nachgehe und an die Vergangenheit denke, dann möchte ich Euch an die Gurgel fahren und mit diesen Fäusten Euch erdrosseln!"

Mathias war entsetzt von seinem Sitz aufgesprungen, der glühende Blick seines Gegners trieb ihm den Angstschweiß vor die Stirne.

Er wollte zur Thüre eilen, aber ehe er sie erreicht hatte, stand Monsieur Herkules schon vor ihm, ein kräftiger Stoß schleuderte ihn hinter den Tisch zurück.

„Habt keine Furcht!" sagte Binder. „So lange den Damen da oben nichts geschieht, werde ich mich an Euch nicht vergreifen. Aber beim ersten Hülferuf schlage ich Euch nieder, und wenn der Schlag Euch den Schädel zerschmettert, so wird mir sehr wenig daran liegen!"

„Da kommen sie ja!" rief Mathias mit verbissener Wuth. „Jetzt werdet Ihr wohl einsehen, daß Ihr mir Unrecht gethan habt! Wartet, ich werde es Euch gedenken, es kommt früher oder

später doch einmal eine Stunde, in der ich es Euch heimzahlen kann!"

Monsieur Herkules hatte die Thür geöffnet, er würdigte den Possenreißer keines Blickes mehr.

„Mein Gott, was ist Ihnen begegnet?" fragte er bestürzt, als er in das entstellte Antlitz Wanda's blickte. „Ist sie gestorben —"

„Fort, fort aus diesem Hause!" sagte Wanda in fieberhafter Erregung. „Es war Lug und Trug, Bertha sei so gut und erzähle Du, ich kann es nicht."

Mit wachsendem Erstaunen folgte Binder den beiden Damen, die so eilig das Haus verließen, als ob ein gefürchteter Feind ihnen auf den Fersen folge.

Der Abend dämmerte schon, die Sonne war längst untergegangen und der Himmel umzog sich immer dichter mit dunkelgrauen Wolken.

Monsieur Herkules hatte die Mädchen rasch eingeholt, er erwartete mit fieberhafter Spannung die Mittheilungen Bertha's, welche die Aufregung ihrer Freundin theilte.

„Welch' ein Weib!" nahm sie endlich das Wort. „Wie schrecklich ist es, eine solche Frau Mutter nennen zu müssen!"

„Gewiß ist es schrecklich!" sagte Wanda mit

zitternder Stimme. „Josephine hatte Recht, als sie die Vermuthung äußerte, man wolle mir eine Falle stellen.“

„Hab's mir gedacht,“ nickte Binder, „sie führten etwas im Schilde! Mathias wollte mich betäuben, aber es ist ihm nicht gelungen.“

„Sie lag im Bette,“ sagte Bertha, „aber ein einziger Blick genügte, uns erkennen zu lassen, daß sie kerngesund war. Es roch entsetzlich nach Branntwein in dem niedrigen Raume, das Weib war berauscht, sie empfing uns mit Vorwürfen. Geld wollte sie haben, Wanda sollte es ihr schaffen, von dem Anerbieten des Herrn Felsen mochte sie nichts hören. Wanda blieb ruhig, ich konnte ihre Ruhe nicht begreifen, das Blut kochte in meinen Adern, die rohen, gemeinen Ausdrücke der Frau empörten mich.“

„Ja, ich blieb ruhig, weil ich mir sagte, es sei meine Mutter,“ versetzte Wanda; „ich hoffte, daß es mir möglich sein werde, ihren Wünschen in der einen oder andern Weise entgegen zu kommen und in Frieden von ihr zu scheiden. Es war vielleicht das letzte Mal, daß ich sie sah, es würde mir zur Beruhigung gereicht haben, wenn sie beim Abschied versöhnt mir die Hand gereicht hätte. Deshalb überwand ich meinen

Abscheu, so lange ich es vermochte. Aber als sie mir zumuthete, ich solle meinen Adoptivvater bestehlen, als sie mir drohte, sie werde mich verfluchen, wenn ich es nicht thue, da mußte ich meiner Entrüstung Luft machen und ihr sagen, daß sie nicht verdiene, von ihrem Kinde unterstützt zu werden."

„Ja, das mußten Sie ihr sagen," erwiderte Binder, „und wenn sie hundertmal ihren Fluch auf Sie schleudert, er wird nicht einmal Sie treffen. Wenn solchen Menschen von Gott Gewalt gegeben wäre, zu segnen und zu fluchen, dann — — nein, Wanda, dieses Phantom kann Sie nicht schrecken, Ihr gutes Gewissen steht als schützender Engel Ihnen zur Seite. Wie — ein Verbrechen sollten Sie begehen, um diesem Weibe die Mittel zur Befriedigung ihrer lasterhaften Leidenschaften zu verschaffen? Und nur dieses Verbrechen sollte Ihnen die Möglichkeit bieten zur Versöhnung mit dieser Frau, die auf ihren Knieen Sie um Verzeihung bitten müßte für all' das Böse, was sie Ihnen angethan hat?"

„Ich werde sie nicht wiedersehen," sagte Wanda, „es sei denn, daß sie sich entschlösse, das Anerbieten des Herrn Felsen anzunehmen,

und daß sie in der Stille und Einsamkeit des Hospitals zur Erkenntniß käme."

„Kurz gesagt, daß sie eine Betschwester würde!" entgegnete Monsieur Herkules mit beißendem Hohn. „Das wäre so sehr unmöglich nicht, und mich würde es nicht überraschen. Sie dürfen sie nun nicht mehr besuchen, was sie Ihnen auch schreiben mag, glauben Sie mir, so lange diese Frau lebt, drohen Ihnen Gefahren, ihr Charakter wird nie seine Tücke verlieren."

Sie hatten inzwischen das kleine Gebüsch erreicht; als sie kaum hineingegangen waren, tauchte in der Dunkelheit vor ihnen eine Gestalt auf, welche sie zu erwarten schien.

Der scharfe Blick Binder's bemerkte diese Gestalt zuerst, die Mädchen schritten arglos weiter, sie ahnten nicht, daß jetzt noch eine Gefahr sie bedrohen könne.

Da sahen sie plötzlich, daß diese Person ihnen den Rücken wandte und eilig von dannen ging und daß im nächsten Augenblick Monsieur Herkules über sie herfiel.

Sie sahen, daß Binder den Arm erhob und der Hut seines Gegners weit in's Gebüsch hineinflog, und als sie nun näher kamen, erkannte Wanda den Baron, der vergeblich sich bemühte,

aus der sehnigen Faust Binder's sich zu befreien.

Fast in demselben Augenblick näherten sich von der entgegengesetzten Seite zwei Personen der Gruppe, bekannte Stimmen wurden laut, mit einem Freudenschrei eilte Wanda in die Arme Hugo's, der im Tone ängstlicher Besorgniß ihren Namen gerufen hatte.

Der Arm Bertram's hielt die zitternde Freundin Wanda's umschlungen, ein unnennbar süßes Gefühl durchströmte das Mädchen, aber der nächste Augenblick ließ sie erkennen, daß die Frühlingsmorgenröthe, der sie entgegenjauchzte, noch nicht angebrochen war.

Den Druck ihres Armes erwiderte Bertram nicht, sie las nur Besorgniß und Entrüstung in dem Blick, der aus seinen Augen flüchtig sie traf, es war offenbar nur in der Erregung des Augenblicks geschehen, daß er sie umarmt hatte.

Während die jungen Leute sich ganz den Gefühlen hingaben, die ihre Seelen durchströmten, hatte Monsieur Herkules seine Rechnung mit Kurt von Helfenstein in seiner Weise geordnet.

Der Baron zitterte vor Wuth, er drohte mit gerichtlicher Klage, Binder sollte im Gefängniß diese Frevelthat büßen, in's Zuchthaus sollte er,

dafür, daß er einen harmlosen Wanderer überfallen und mißhandelt hatte.

Aber Monsieur Herkules ließ sich durch diese Drohung nicht einschüchtern.

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können!" rief er, unfähig, seiner Erregung zu gebieten. „Verklagen Sie mich, dann wollen wir sehen, wem das Thor des Zuchthauses sich öffnet, mir oder Ihnen!"

„Wenn Sie meine Ansicht hören wollen, so glaube ich, daß Sie gut thun werden, ohne Verzug nach Paris zurückzureisen," wandte Bertram sich zu dem Baron, „Ihr Wagen wartet ja drüben. Sie werden freilich allein abreisen müssen, aber —"

„Ah, der Wagen steht schon bereit?" fiel Binder ihm hastig in's Wort. „Jetzt ist mir Alles klar! Wenn dem buckligen Schuft der Vorsatz, mich durch Spiritus und Schwefelsäure zu betäuben, gelungen wäre, dann hätte dieser feine Herr leichtes Spiel gehabt. Es sollte mich nicht wundern, wenn er etwas bei sich führte, was jeden Zweifel an der Richtigkeit dieser Vermuthung beseitigen müßte!"

Er wollte sich abermals auf den Baron stürzen, offenbar in der Absicht, gewaltsam die

Taschen desselben zu durchsuchen, aber Kurt von Helfenstein schien sehr triftige Gründe zu haben, diese Nachforschungen zu fürchten, er ergriff die Flucht; die Dunkelheit erschwerte die Verfolgung, an der Bertram und Hugo Monsieur Herkules in seinem eignen Interesse hinderten.

Nicht lange darauf rollte ein Wagen mit Windeseile an ihnen vorbei.

„Glückliche Reise!" rief Binder ihm nach. „Ich beneide Mathias nicht um den Empfang, den sein treuer Verbündeter ihm bereiten wird."

„Aber wie kommt es, daß wir Ihnen hier begegnen, meine Herren?" fragte Wanda, die am Arme Hugo's der Stadt zuwanderte. „Diese Begegnung war so unerwartet, daß wir keine Erklärung für sie finden werden, wenn Sie uns dieselbe nicht geben."

„Eine Erklärung, die Sie völlig befriedigen soll," erwiderte Hugo. „Bertram und ich hatten heute Nachmittag einen gemeinsamen Spaziergang gemacht, wir gingen am Abend zu seinem Onkel, um ein Stündchen mit Ihnen, meine Damen, zu verplaudern. Onkel Hubert fragte erstaunt, ob Sie denn nicht bei der Frau Bürgermeister seien, Sie hätten unter dem Vorwande, diese Dame besuchen zu wollen, bald nach Tisch

sein Haus verlassen. Bertram verneinte die Frage, wir waren in Unruhe, der alte Herr fragte Timm und Käthchen, und die Letztere erinnerte sich, daß Mathias am Morgen einen Brief für Sie gebracht hatte. Jetzt erwachte in uns die Vermuthung, daß Sie ausgegangen seien, um Ihre Mutter zu besuchen, Onkel Hubert entsann sich einiger Aeußerungen, die Sie fallen gelassen hatten. Sie können denken, daß diese Vermuthung uns nicht beruhigte, zumal der alte Herr uns nun auch sagte, der Baron von Helfenstein sei wieder in der Stadt, und Mathias in der vorigen Nacht mit diesem Herrn zusammen gewesen. Wir eilten in den „rothen Ochsen“, in der Hoffnung, dort vielleicht Näheres zu erfahren, Madame Binder sagte uns, Sie seien am Nachmittage bei ihr gewesen und mit unserm gemeinschaftlichen Freunde fortgegangen, um Ihre Mutter, die auf dem Sterbebett liegen solle, zu besuchen. — Da haben Sie die Erklärung, wir eilten Ihnen nach, weil wir unseren Besorgnissen nicht gebieten konnten; wie sehr begründet sie waren, haben die Thatsachen bewiesen.“

„Ach, meine Herren, Sie durften sich doch

damit beruhigen, daß ich die Damen begleitete!" sagte Monsieur Herkules.

„Ist Ihnen nicht auch eine Falle gestellt worden?" fragte Bertram. „Diese Falle durfte nur etwas weniger plump sein, so wären Sie vielleicht hineingegangen, Sie hatten ja auch keine Ahnung von der Gefahr, welche die Damen bedrohte!"

„Dem Himmel und Ihnen Allen sei Dank, daß wir ihr entronnen sind," sagte Wanda bewegt. „Aber ich möchte Sie dringend bitten, den Vorfall in diesem Gehölz dem alten Herrn zu verschweigen, die Mittheilung desselben würde ihn beunruhigen und aufregen, seinen Haß gegen den Baron nähren und ihn vielleicht zu Schritten verleiten, die ihm selbst Unannehmlichkeiten bereiten könnten!"

„Dieser Bitte schließe ich mich an," nahm Bertha das Wort; „die Veröffentlichung dieses Ereignisses würde neuen Staub aufwühlen, überdies läßt es sich ja mit Sicherheit erwarten, daß Herr von Helfenstein nun für immer auf seine dunklen Pläne verzichten wird."

„Gnade ihm Gott, wenn ich ihn noch einmal dabei ertappe!" rief Binder in leidenschaftlicher Aufwallung. „Zweimal ist er ziemlich

gnädig weggekommen, das dritte Mal würde ich ihm den Schädel zersplittern."

„Für die Menschheit wäre das kein Unglück," sagte Bertram, mißbilligend das Haupt wiegend, „aber wir würden einen treuen Freund dadurch verlieren! Wir wollen schweigen, Wanda, aber versprechen Sie uns auch, daß Sie ohne unser Wissen und unsern Rath keine Begegnung mehr mit jener Frau oder mit Mathias herbeiführen wollen."

Dieses Versprechen gab Wanda bereitwillig, daraufhin wurde beschlossen, daß Onkel Hubert keine Kenntniß von dem Zusammentreffen mit Kurt von Helfenstein erhalten solle.

Sechstes Kapitel.

Mathias athmete freier auf, als sein gefährlicher Gegner die Schenke verlassen hatte.

Es ärgerte ihn gewaltig, daß der Plan ihm mißlungen war; aber er tröstete sich mit der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, die Aufgabe zu lösen, welche Onkel Hubert ihm übertragen hatte.

Er wußte, daß die Damen im Gehölz mit dem Baron zusammentreffen würden; aber die Besorgniß, daß dieses Zusammentreffen auf ihn einen Verdacht werfen könne, tauchte nicht in ihm auf.

Es konnte ja nur angenommen werden, daß der Zufall diese Begegnung herbeigeführt habe; auch ließ sich erwarten, daß der Baron den Damen in keiner Weise zu nahe trat, wenn er sah, wer sie begleitete.

Mathias war bereits über diesen Punkt vollständig beruhigt, als er in das Zimmer trat, welches Jeannette bewohnte; er wollte einige Fragen an sie richten und dann in die Stadt gehen, um die Nacht in dem Gefängnisse zu verbringen. Jeannette hatte das Bett verlassen, sie saß am Tische vor der Branntweinflasche, neben der ein brennendes Talglicht stand.

„Das habt Ihr schlecht gemacht!" sagte er spottend, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte. „Wanda hat den Betrug durchschaut, jetzt verachtet sie Euch gründlich."

Er rieb kichernd die Hände, wie Jemand, der sich kindlich über sein eignes Glück oder boshaft über fremdes Unglück freut, während Jeannette die Brauen finster zusammenzog und ihm einen tückischen Blick zuschleuderte.

„Es war Euer Rath!" erwiderte sie mit heiserer Stimme.

„Bah, der Zweck ist erreicht worden, Wanda hat Euch besucht, insofern war mein Rath vortrefflich! Hättet Ihr Eure Rolle gut gespielt, dann würde das Mädchen in Thränen zerflossen sein!"

„Habt Ihr schon jemals einen Fisch weinen sehen?" spottete das Weib. „Das Frauenzimmer

hat Fischblut in den Adern, an ihrem steinharten Herzen prallt jede Bitte ab. In's Hospital soll ich gehen, sie wollen mich lebendig begraben, um mich los zu sein."

„Hm, der Vorsatz ist so übel nicht," sagte Mathias, der vor dem Weibe saß und das struppige Haupt auf die Arme stützte, „ich kann aus eigner Erfahrung behaupten, daß Ihr eine Last seid, die zu tragen Niemandem angenehm ist. Ich weiß nicht, was ich an Eurer Stelle thun würde, im Spital habt Ihr wenigstens ein sorgenfreies Leben."

„Möchtet auch Ihr mich gerne los sein?" fuhr Jeannette auf.

„Das habe ich noch nicht gesagt; aber wenn Ihr so gerade heraus mich fragt, dann kann ich nur erwidern, daß das allerdings mein Wunsch ist."

„Na, dann geht, ich halte Euch nicht."

„So? Was wollt Ihr anfangen, wenn ich nicht mehr bei Euch bin?"

„Das wird sich finden," sagte Jeannette trotzig, „im Nothfall kann ich den Bettelsack umhängen."

„Ihr wäret eine schöne Figur mit dem Bettelsack!" höhnte Mathias. „Unsinn, Ihr seid so hülflos wie ein Kind, es wird nicht lange mehr

dauern, so müßt Ihr gefüttert werden, wie man die Gänse füttert, die gemästet werden sollen. Es können noch Jahre darüber vergehen, ehe Ihr im eignen Fett erstickt, bis dahin bedürft Ihr einer Person, die sich Eurer annimmt. Wenn Ihr mir für meine Freundschaft mit Vertrauen danktet, so würde ich nicht daran denken, Euch zu verlassen, aber Ihr wollt das nicht."

Jeannette füllte langsam das Glas und führte es mit zitternder Hand zum Munde, dann schob sie es dem Possenreißer hin, der es nicht verschmähte, den Rest zu trinken.

„Es ist weit genug gekommen," sagte sie, „früher war's Champagner, jetzt ist es Branntwein."

„Fusel!" nickte Mathias. „Immer noch besser, wie gar nichts. Wollt Ihr mir nicht auf meine Bemerkung antworten?"

„Ich verstehe Euch nicht."

„Ihr weicht mir aus, — gut, ich kann Euch nicht zwingen, mir Vertrauen zu schenken. Simmer wird wohl hierher kommen, wie er es damals versprochen hat; ihm die Zunge zu lösen, ist mir Kleinigkeit."

„Ist er schon hier?" fragte Jeannette, deren

Blick stier auf dem hämisch lächelnden Gauner-gesicht ruhte.

„Noch nicht, aber er wird kommen. Inzwischen habe ich über die Worte, die er damals mir sagte, angelegentlich nachgedacht und manchen Schluß daraus gezogen, der, wie ich nicht zweifle, den Nagel auf den Kopf trifft."

„Wirklich?" spottete das Weib.

„Ja. So weiß ich zum Beispiel schon, daß das Geheimniß, welches Ihr mir nicht verrathen wollt, für die Familie Felsen großen Werth hat."

Mit einem Schrei der Wuth wollte Jeannette von ihrem Sitz emporfahren, aber Mathias gab ihr einen Stoß, daß sie zurücktaumelte.

„Wer hat Euch das gesagt?" rief sie. „Ich kenne die Familie nicht, ich höre ihren Namen zum ersten Male!"

„Na, das ist eine handgreifliche Lüge," spottete Mathias. „Ihr wißt sehr gut, daß der junge Herr, der Wanda heirathen will, Felsen heißt."

„Und Ihr reimt Euch die Geschichte zusammen, weil Wanda uns mit dieser Familie in Berührung gebracht hat!"

„Ich weiß es aus einer andern Quelle."

„Dann hat Simmer Euch belogen!"

Mathias zuckte geringschätzend die Achseln.

„Ihr wollt mir nicht vertrauen, es wäre nutzlos, wenn wir weitere Worte darüber verlören," sagte er. „Ich dringe nicht weiter in Euch, aber ich will Euch auch nicht verhehlen, daß unsre Wege sich jetzt trennen."

Er erhob sich und näherte sich langsam der Thüre, er erwartete offenbar, daß Jeannette ihn zurückrufen und seinem Verlangen Folge geben würde; aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, sie ließ ihn gehen, und in seiner Wuth über die Täuschung warf er die Thüre so heftig hinter sich zu, daß die dünnen Wände zitterten.

Er ging hinunter, auf der letzten Treppenstufe angekommen, vernahm er das Rollen der Wagenräder auf der harten Sohle der Chaussee, und als im nächsten Augenblick dieser Wagen vor der Schenke hielt, wußte Mathias schon, welchen Besuch er brachte.

Die Hausthüre wurde hastig geöffnet, Kurt von Helfenstein stürmte in die Schenke und befahl dem Possenreißer durch einen Wink, ihm zu folgen.

„Ihr habt mich schmählich im Stich gelassen," schalt er, zitternd vor Erregung, als die Beiden draußen auf der Landstraße standen. „Ihr habt

mir durch Eure Dummheit eine Niederlage bereitet, die ich nie vergessen werde."

„War es meine Schuld?" fragte Mathias ärgerlich, aber der Baron stampfte mit dem Fuß auf die Erde und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Wenn Ihr den Kerl nicht beseitigen konntet, mußtet Ihr ihnen voraus eilen und mich warnen! Das wäre Eure Pflicht gewesen, statt dessen laßt Ihr es geschehen, daß ich diesem Lümmel in die Hände falle!"

„Ich war ja selbst ein Gefangener!" rechtfertigte Mathias sich. „Der Kerl roch Lunte, er hat mich mißhandelt, ich durfte das Zimmer nicht verlassen, als ich es versuchte, drohte er, mich niederzuschlagen."

„Das entschuldigt Euch nicht, er ging mit dem Mädchen fort, auf einem kleinen Umwege hättet Ihr das Gebüsch früher erreichen können, wenn Ihr es nur wolltet."

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Herr Baron!"

„Ich danke für diesen Trost!" knirschte Kurt von Helfenstein. „Ich reise nach Paris zurück, dem Burschen mag ich nicht noch einmal begegnen. Aber Rache muß ich haben für diese Nie=

derlage, von der sie Zeugin war, über die sie triumphirte. Rache — Mann, schafft sie mir! Wollt Ihr?"

„Hm — ja — wenn ich es vermag," sagte Mathias gedehnt.

„Einerlei, wie Ihr es anfangt und welcher Mittel Ihr Euch bedient!" fuhr der Baron mit heiserer Stimme fort. „Macht sie so elend, daß das Leben ihr eine unerträgliche Last wird! Es ist ja so schwer nicht, wenn man's nur mit List und Ausdauer betreibt, Verleumdung, Gerüchte, anonyme Briefe, was weiß ich, welche Mittel Ihr benutzen könnt! Und wenn kein Mittel zum Zweck führt, dann mordet sie am Tage der Hochzeit, sie oder ihn, den sie ihren Gatten nennt."

„Oho!" fuhr Mathias auf. „Den Kopf für Sie auf den Block zu legen, habe ich keine Lust, Herr Baron!"

„Wenn es Euch gelungen ist, dann kommt zu mir, ich werde Euch fürstlich belohnen," fuhr der Baron fort, ohne auf diesen Einwurf zu achten. „Wenn Ihr mir diese Nachricht bringt, dürft Ihr fordern, was Ihr wollt, ich werde es Euch geben."

„Es wäre besser, wenn Sie mir schon jetzt eine Summe übergäben," warf Mathias ein.

Auch das überhörte der Baron, er näherte sich rasch dem Wagen und öffnete die Thür.

„Schreibt mir bald," sagte er, indem er den Fuß auf das Trittbret stellte, „widmet all' Euer Sinnen und Trachten der Aufgabe, die ich Euch zurücklasse, und seid versichert, daß ich mit dem Lohn nicht geizen werde, wenn Ihr mich zufriedenstellt."

Er rief dem Kutscher einige Worte zu, dann stieg er ein; klirrend flog die Thür zu, der Wagen rollte von dannen.

Mathias blickte ihm nach, bis das Geräusch der rollenden Räder in der Ferne verhallte, dann wandte er sich um und schlug den Weg zur Stadt ein.

„Na, wir wollen sehen!" sagte er, während er den Rock zuknöpfte, den Hut in's Gesicht rückte und die Hände in die Tasche schob.

„Erst das Eine, dann das Andre! Zuerst das Geheimniß, es soll mir eine schöne Summe einbringen, und dann — — hm, wenn's nicht möglich ist, lassen wir die Hände davon! Mordet sie, oder ihn! Das mag er selbst thun, ich hab' wahrlich keine Lust dazu!"

Er schritt rüstig weiter; als er nach einer

Stunde das Gefängniß erreichte, war die Nacht angebrochen.

Der mürrische Schließer wollte ihn Anfangs, unter dem Vorwande, es sei schon zu spät, nicht mehr einlassen, aber Mathias berief sich darauf, Herr Felsen habe ihm gesagt, er dürfe nicht früher kommen, und der Name „Felsen" war ein Schlüssel, der in dem Städtchen alle Thüren öffnete.

Der Schließer musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle und schüttelte den Kopf.

„Na, mir kann es recht sein," sagte er, indem er die Laterne emporhob, um das Gaunergesicht zu betrachten, „aber wenn ich meine Meinung sagen soll, dann glaube ich, es wäre denen da draußen kein Schaden, wenn Ihr einige Zeit hier bliebet."

Mathias lachte und schlug den alten Mann, der erschreckt zusammenfuhr, vertraulich auf die Schulter.

„Den Vagabunden und Verbrechern könnte das nur angenehm sein," erwiderte er, „den ehrlichen Leuten nicht."

Der Schließer zog die Augenbrauen empor und erhob noch einmal die Laterne, um einen fragenden Blick auf das tückische Gesicht zu werfen.

„Ah, — Ihr seid nicht, was Ihr scheint?“ fragte er.

„Nein, wahrhaftig nicht!“ lachte Mathias.

„Ja, ja, wenn Ihr es wäret, würde Herr Felsen Euch nicht so großes Vertrauen schenken.“

„Offen gesagt, wofür habt Ihr mich gehalten?“

„Für einen Vagabund!“

„Das ist mir lieb.“

„Unsinn, wie —“

„Begreift Ihr denn nicht, daß er mich auch dafür halten muß, wenn ich sein Vertrauen gewinnen will?“

„Das ist wahr,“ nickte der Schließer, dem jetzt ein Licht aufging.

„Na, was bin ich jetzt in Euren Augen?“ fragte der Possenreißer heiter.

„Ein geheimer Agent — wie?“

„Errathen, altes Haus. Seid nur in seiner Gegenwart recht grob gegen mich, genirt Euch nicht, je grober, desto besser.“

Der alte Mann nickte und führte seinen Begleiter durch mehrere enge Gänge, bis er endlich vor einer mit starken Riegeln versehenen Thür stehen blieb.

„So, da ist Euer Käfig,“ sagte er rauh, nach-

dem er die Thür geräuschvoll geöffnet hatte. „Spaziert hinein, Ihr werdet Gesellschaft finden, die zu Euch paßt.“

„Etwas höflicher, wenn ich bitten darf!“ fuhr Mathias auf, dann stolperte er wie ein Trunkener über die Schwelle und dröhnend fiel hinter ihm die Thür zu.

„Wer kommt da?“ fragte eine rauhe Stimme.

„Donnerwetter seid Ihr's?“ gab Mathias im Tone der Ueberraschung zurück.

„Wer anders soll es sein, wenn ich es nicht wäre?“ lachte der Vagabund.

„Simmer — wie?“

„He — Ihr kennt mich, wie es scheint? Na, dann werde ich wohl auch Euch kennen!“

„Ihr hättet ein kurzes Gedächtniß, wenn es nicht der Fall wäre!“ spottete Mathias. „Wir haben ja noch vor acht Tagen eine Zusammenkunft verabredet.“

„Richtig, Ihr seid der bucklige Seiltänzer! Stoßt Euch den Kopf nicht, Freund, es ist eng hier.“

„Werde mich in Acht nehmen,“ sagte Mathias. „Ja, daß Ihr in Nummer Sicher sein müßtet, habe ich mir gleich gedacht, als ich Euch vergeb-

lich erwartete, Ihr habt Euch garstig fischen lassen!"

„Kann Jedem passiren!" brummte Simmer. „Habt Ihr Euch nicht fischen lassen?"

„Bah, mir kann Niemand etwas beweisen, — aber wartet, ich werde Licht machen. Der Schließer ist ein wahres Prachtexemplar, er hat nicht einmal daran gedacht, meine Taschen zu visitiren. Ein Esel sonder Gleichen, aber wenn die Esel nicht wären, könnten die klugen Leute nicht bestehen."

Er hatte, während er dies sagte, eine kleine Blendlaterne, wie die nächtlichen Einbrecher sie bei sich führen, angezündet und hob sie nun empor, um den Gefangenen zu suchen.

Simmer saß auf seinem Strohsack; die Arme vor der Brust gekreuzt, blickte er mit seinen stieren Augen unverwandt den buckligen Possenreißer an, der jetzt einen Krug aus seiner Tasche zog und beides, Krug und Laterne, auf die Bank stellte.

„Ja, so geht's!" sagte Mathias achselzuckend, „mich haben sie festgehalten, als ich in ein Haus gehen wollte, in dem ich nichts zu suchen hatte. Sie können mir nichts machen, morgen früh müssen sie mich loslassen. Euch aber werden sie

wohl für einige Jahre am Spinnrad Beschäftigung geben."

„Man muß es nehmen, wie es kommt," erwiderte der Vagabund gleichgültig. „Was habt Ihr in dem Kruge?"

„Da, trinkt, Ihr werdet's mit Schmerzen entbehrt haben."

Simmer setzte den Krug an die Lippen, in seinen starren Augen spiegelte sich die Gier des Heißhungers.

„Ah — das thut wohl!" sagte er, nach Athem ringend. „Aber verteufelt stark, Freund!"

„Euch zu stark?"

„Bewahre, hab' drüben noch ganz andres Zeug getrunken."

Mathias setzte jetzt auch den Krug an die Lippen, aber er gab sich nur den Anschein, als ob er trinke, er kannte die betäubende Wirkung dieses Gebräus, und in seinem Interesse lag es, nüchtern zu bleiben.

„Jetzt hätten wir ja Zeit, über das Geschäft zu sprechen, welches Ihr mir damals vorgeschlagen habt," nahm er nach einer Pause wieder das Wort. „Erinnert Ihr Euch dessen noch? Es betraf ein Geheimniß —"

„Welches ich Euch nicht verrathen werde!“ bemerkte der Vagabund lakonisch.

„Na, na, nur nicht gleich so kurz angebunden!“ fuhr Mathias schüttelnd fort. „So lange wir hier sitzen, hat das Geheimniß keinen Werth für uns, aber es kann uns die Langeweile fern halten. Ihr sagtet, wenn es dem Gericht zu Ohren komme, werde das Weib im Zuchthause Kost und Logis finden.“

„Ja das sagte ich, und es ist die Wahrheit,“ nickte Simmer, dessen stierer Blick mit sehnsüchtigem Verlangen auf dem Kruge ruhte. „Möchtet Ihr gerne die Frau im Zuchthause sehen?“

„Bah, sie wäre dort gut aufgehoben! Uebrigens verspreche ich Euch, nichts zu verrathen, so lange Ihr es mir nicht erlaubt, auch werde ich das Geld redlich mit Euch theilen, welches dabei verdient werden kann!“

Der Vagabund lachte, es war ein hartes, trockenes Lachen, welches Mathias schon jetzt von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen überzeugen mußte.

„Glaubt Ihr mit Sicherheit, morgen auf freien Fuß zu kommen?“ fragte er.

„Freilich, — man kann mir ja nichts beweisen!"

„So? Na, ich will annehmen, Eure Ueberzeugung täusche Euch nicht. Könnt Ihr mir, wenn Ihr wieder frei seid, eine Feile verschaffen?"

Mathias blickte betroffen den Fragenden an, dann ließ er den Blick suchend durch die Zelle schweifen.

„Ich glaube nicht, daß das Instrument für Euch von besonderem Nutzen sein könnte!" sagte er.

„Das muß ich besser wissen, guter Freund. Betrachtet das Fenster! Wenn ich auf die Bank steige, kann ich es bequem erreichen, die eiserne Stange feile ich, wenn anders das Werkzeug gut ist, in einer Nacht entzwei, ein kühner Sprung bringt mich in den Hof, und so hoch ist die Mauer nicht, daß ein geschickter Kletterer sie nicht übersteigen könnte. Dazu ist die Mauer alt und schadhaft, und im Hofe stehen keine Posten, wahrhaftig, ich begreife nicht, daß der Schließer ruhig schlafen kann."

„Gut," sagte Mathias, indem er sich den Anschein gab, als ob er nach reiflicher Erwägung aller Umstände einen Entschluß gefaßt habe, „machen wir einen Tausch. Ihr enthüllt mir

das Geheimniß, und ich verspreche, Euch die Feile zu verschaffen, sobald ich frei bin."

„Daß ich ein Narr wäre!"

„Ihr wollt nicht?"

Simmer schüttelte trotzig den Kopf.

„Gebt mir den Krug noch einmal," sagte er.

„Aber Ihr müßt doch einsehen, daß ich mich Euretwegen einer großen Gefahr aussetzen will —"

„Ich kann nur einsehen, daß Ihr mich auf's Eis führen wollt," spottete der Vagabund. „Nachher, wenn ich das Bein gebrochen habe, lacht Ihr mich aus."

Er setzte den Krug an den Mund und trank, dann rieb er mit dem Aermel seines unsaubern Rocks die Lippen ab, und ein höhnischer Blick traf dabei aus seinen Augen den Possenreißer, der gleichgültig die Achseln zuckte, als ob er sagen wolle, er lege durchaus keinen Werth auf die Annahme seines Vorschlags.

„Nein, guter Freund, so haben wir nicht gewettet," fuhr er in spottendem Tone fort. „Ich sagte Euch schon, daß es ein sehr werthvolles Geheimniß sei, ich wiederhole, es ist eine Goldgrube, aber Niemand soll darin graben, wenn ich nicht dabei bin!"

„Ich werde warten, bis Ihr frei seid."

„Das würdet Ihr nicht thun! Im Gegentheil, Ihr würdet Euer Versprechen vergessen und das Geheimniß so theuer als möglich verkaufen. O, ich bin mißtrauisch geworden, seitdem ich so manche bittere Erfahrung machen mußte, ich traue keinem Versprechen, keinem Eidschwur, ich kenne die Menschen und ganz besonders die Sorte, zu der Ihr gehört."

Wieder zuckte Mathias mit den Achseln, aber es gelang ihm nicht, seinen Aerger zu verbergen.

Er hatte geglaubt, es werde ihm nicht schwer fallen, einem Gefangenen, der in ihm einen Schicksalsgefährten sehen mußte, die Zunge zu lösen, er hatte sich das so leicht vorgestellt, und nun entdeckte er, daß an dem tief eingewurzelten Mißtrauen Simmer's alle seine Versuche scheiterten.

Wie werthvoll aber mußte dieses Geheimniß sein, wenn ein solcher Mensch es so energisch hütete!

„Wir wollen nicht mehr davon sprechen," sagte er, einen kalten, gleichgültigen Ton anschlagend, „wenn das Vertrauen fehlt, dann kann von einem freundschaftlichen Bündniß keine Rede sein. Ich wollte mir nur eine Waffe gegen die Frau verschaffen, die mir für meine treuen

Dienste mit Undank lohnt. Auf die Goldgrube habe ich nie reflectirt —"

„Das ist eine Lüge!" rief der Vagabund. „Ihr seht mir nicht danach aus, als ob Euch das Gold gleichgültig sei!"

„Brechen wir ab."

„Nein, wir wollen im Gegentheil uns einigen," fuhr Simmer fort, „ein Dienst ist des andern werth. Ihr verschafft mir die Freiheit, das heißt, Ihr besorgt mir die nöthigen Werkzeuge —"

„Ich werde mich hüten!"

„Geduld! Der Schließer ist ein alter Esel, das geht schon daraus hervor, daß er Euch nicht visitirte. Also wird es mit so großer Mühe und Gefahr nicht verbunden sein, ich traue Euch zu, daß Ihr es fertig bringt. Ist es Euch gelungen, so erwartet mich in dem Dorfe, in welchem Ihr mit der Frau wohnt, ich werde hinkommen und Euch das Geheimniß enthüllen."

„Wer bürgt mir dafür, daß Ihr Wort haltet?" spottete Mathias. „Ihr traut mir nicht, also könnt Ihr auch nicht verlangen, daß ich Euch vertrauen soll!"

„Da habt Ihr Recht," sagte Simmer gelassen, „aber Ihr dürft schon deshalb mir vertrauen, weil mein eigner Vortheil das Bündniß

mit Euch gebietet. Darf ich mich noch hier sehen lassen, wenn ich aus dem Gefängniß entsprungen bin? Die Personen, für welche mein Geheimniß Werth hat, wohnen in dieser Stadt, ich muß mit ihnen unterhandeln, wenn ich ein gutes Geschäft machen will. Kann ich das, nachdem ich entsprungen bin?"

„Nein!"

„Nun wohl, ich muß also diese Unterhandlungen einem Andern übertragen."

„Mit dem Ihr den Gewinn theilen werdet!"

„Ja, er soll die Hälfte haben."

„Und wie viel glaubt Ihr dabei zu verdienen?"

„Das hängt von Eurer Schlauheit ab. Vielleicht fünfhundert Thaler! Ach, wenn ich frei wäre, wollte ich das Dreifache herausschlagen."

„Könnte ich das nicht auch?" fragte Mathias, dessen stechende Augen lauernd auf das aufgedunsene Gesicht gerichtet waren.

„Nein, ich müßte persönlich ihnen gegenüberstehen; sie kennen mich, mir würden sie sofort Glauben schenken. Ich war ein Esel, daß ich nicht gleich nach meiner Ankunft hinging und das Geschäft machte. Aber so geht's, wenn man zu übermüthig ist. In der Residenz hatte

ich keinen Pfennig mehr, ohne Geld konnte ich die Reise nicht machen, ich ließ mich ertappen und wurde eingesteckt. Schreiben mochte ich nicht, solche Geschäfte muß man mündlich abmachen, wenn man den höchsten Gewinn ziehen will. Endlich kam ich hier an, Ihr begegnetet mir an dem Tage, Eure Mittheilungen über eine gewisse Person veranlaßten mich, mein Vorhaben aufzuschieben."

„Ueber welche Person?" fragte Mathias.

„Ueber die Tochter der Frau."

„Ah — hat das Geheimniß —"

„Forscht nicht weiter, ich werde nichts verrathen, nicht so viel, daß Ihr einen Spielraum für Eure Vermuthungen fändet. Nun, es war eine Dummheit, daß ich die Sache aufschob, denn mich brachte es auf schlimme Gedanken, und rasch entschlossen, wie ich immer gewesen bin, zögerte ich nicht, diese Gedanken auszuführen. Wer in dem schönen Häuschen wohnte, wußte ich nicht, ich hörte nur, daß es ein alter, reicher Herr sei, und ich fand, daß es eine ganz vortreffliche Gelegenheit war, meine leere Tasche zu füllen. Ich wurde ertappt, aber ich glaubte nicht, daß der Herr mich in's Gefängniß schicken werde, hätte ich es geahnt, so würde ich ge-

sprochen und meine Bedingungen gestellt haben. Nachher that ich's, aber zu spät, sie glaubten mir nicht, und meine Freilassung schien ihnen ein zu hoher Preis zu sein. Ich sage Euch, wenn sie erfahren, worauf das Geheimniß sich bezieht, dann werden sie jedes Opfer bringen, um es zu erforschen. Wollt Ihr nun das Bündniß mit mir eingehen?"

Mathias schwieg, ehe er auf diese Frage eine entscheidende Antwort gab, mußte er unter Berücksichtigung aller Verhältnisse reiflich darüber nachdenken.

Es unterlag keinem Zweifel, daß Simmer nur für den Preis seiner Freiheit ihm das Geheimniß enthüllen würde, daß er fest entschlossen war, es zu bewahren, so lange seine Haft ihm nicht gestattete, einen Vortheil aus demselben zu ziehen.

Ihm die Freiheit zu verschaffen, dünkte Mathias leicht, er hatte ja freien Zutritt zu ihm, er konnte ihm die nöthigen Werkzeuge bringen, ohne fürchten zu müssen, daß man ihn dabei ertappen werde.

Sodann lag es auf der Hand, daß der entsprungene Gefangene nicht in eigner Person sein Geheimniß verwerthen konnte, daß er dazu eines Verbündeten bedurfte.

Also war er gezwungen, diesem Verbündeten das Geheimniß preiszugeben, und Mathias konnte dann noch immer thun und lassen, was er wollte.

Er konnte mit den Personen in Unterhandlung treten, dem alten Herrn das Geheimniß so theuer wie möglich verkaufen, der Polizei das Versteck Simmer's verrathen, und dann heimlich sich aus dem Staube machen.

Als Mathias nach langem Ueberlegen den Entschluß faßte, auf die Bedingungen Simmer's einzugehen, lag dieser schon in tiefem Schlafe.

Der Branntwein hatte ihn betäubt, der Versuch, ihn zu wecken, wäre vergeblich gewesen.

Mathias warf sich auf die Bank und versuchte, ebenfalls zu schlafen, aber es war ihm nicht möglich.

Nicht das harte Lager allein, auch seine rastlos arbeitenden Gedanken hielten ihm den Schlaf fern.

Er erinnerte sich der Worte, welche der Baron ihm gesagt hatte, er dachte darüber nach, wie er es ermöglichen könne, auch diese Aufgabe rasch und sicher zu lösen, um die fürstliche Belohnung zu verdienen, die ihm in Aussicht gestellt worden war.

„Gerüchte, anonyme Briefe, Verleumdung," hatte der Baron gesagt, und wenn dies nicht zu dem gewünschten Resultate führe, — Mord!

Mathias fuhr empor, wie Jemand, der aus einem schrecklichen Traume jäh erwacht, er stierte vor sich hin, als ob er ein Gespenst sähe, dann schüttelte er sich, wie von Fieberschauern befallen.

Nein, das konnte er nicht übernehmen, er wollte seine Hände nicht mit dem Blute dieses Mädchens besudeln, so sehr er selbst sie auch haßte.

Ueberdies blieb ihm keine Zeit, den Willen des Barons zu erfüllen, nach dem Verkauf des Geheimnisses mußte er die Stadt verlassen, und es lag nicht in seinem Interesse, durch Verbreitung verleumderischer Gerüchte vorher den Groll des Herrn Felsen auf sich zu laden.

Wenn sich zufällig ihm eine Gelegenheit bot, die ihm gestattete, das Rachewerk für den Baron auszuüben, so wollte er diese Gelegenheit nicht versäumen, aber es war sehr unwahrscheinlich, daß sie sich so bald ihm bieten würde.

Er legte sich wieder hin und erwartete ungeduldig den Morgen; als der Tag endlich dämmerte, löschte er das Licht in seiner Laterne, dann versuchte er, den Vagabund zu wecken.

Es gelang ihm, bei seinem Anblick erinnerte Simmer sich augenblicklich des Gesprächs, welches durch seinen Schlaf unterbrochen worden war.

„Habt Ihr Euch entschlossen?" war seine erste Frage.

Mathias nickte bejahend.

„Auch schon darüber nachgedacht, wie Ihr es anfangen wollt, um mir die Werkzeuge zu verschaffen?"

„Auch das," sagte Mathias. „Ich werde mein Messer hier zurücklassen und es im Laufe des Tages reclamiren, ich hoffe, daß es mir gelingen wird, den Schließer zu überzeugen, daß ich selbst in Eure Zelle gehen muß, um es zu holen. Wir werden einen kleinen Wortwechsel haben, Ihr weigert Euch, das Messer herauszugeben, und bleibt auf dem Strohsack liegen, nachher findet Ihr das Packetchen mit den Werkzeugen neben Euch auf Eurem Lager. Seid vorsichtig, wenn der Schließer Verdacht schöpft, ist Alles verloren."

„Vorsicht ist eine Tugend, die ich immer besessen habe," spottete der Vagabund, „Ihr braucht sie mir nicht anzurathen. Und der Schließer ist ein Esel, dem man ein X für ein U machen kann!"

„Verlaßt Euch nicht zu sehr auf seine Dummheit," warnte Mathias.

„Bah, ich kenne ihn zu genau, ich weiß, was ich von ihm zu halten habe! Aber wißt Ihr wirklich so ganz bestimmt, daß man Euch freilassen wird?"

„Ich hoffe es, weil man mir nichts beweisen kann. Als man mich verhaftete, stellte ich mich betrunken, man wird mir einen Verweis geben —"

„Und nach Euren Papieren fragen!"

„Die sind in Ordnung!"

„Na, dann dürft Ihr das Beste hoffen. Haltet nur Wort. Wo ist Euer Messer?"

„Hier. Ich werde Wort halten im Vertrauen darauf, daß Ihr es auch thut."

„Muß ich es nicht?"

„Ja, Ihr müßt es, und Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß ich meine ganze Schlauheit aufbieten werde, um das Geheimniß theuer zu verkaufen."

Mathias steckte, während er dies sagte, die Laterne in die Tasche, den Krug, der noch halb gefüllt war, ließ er dem Gefangenen zurück.

Nicht lange darauf öffnete der Schließer die Thür, gemäß der am Abend vorher getroffenen Verabredung forderte er Mathias auf, ihn zu

begleiten, um über den Grund seiner Verhaftung verhört zu werden.

„Nun?“ fragte der alte Mann, als die Beiden draußen auf dem Gange waren. „Habt Ihr Euren Zweck erreicht?“

„Noch nicht,“ brummte Mathias ärgerlich, „er ist ein hartgesottener Sünder, aber ich werde ihn trotzdem breit schlagen. Ein verstockter Kerl, dem es ganz gleichgültig ist, wo er sich befindet, wenn er nur ein Obdach hat.“

„Hm, er scheint mir ein verzweifelter Bursche zu sein,“ sagte der Schließer nachdenklich, „er geberdet sich oft wie ein wildes Thier.“

„Säuferwahnsinn!“

„Meint Ihr?“

„Gewiß. Ich sage Euch, dieser Bursche ist abgestumpft gegen Alles, nur nicht gegen den Branntwein, es macht ihn rasend, daß er keinen Tropfen mehr bekommt. Laßt ihn in Frieden, es ist besser, wenn er nicht so oft ein menschliches Gesicht sieht. Vielleicht macht die Einsamkeit ihn mürbe.“

Sie hatten das Thor erreicht, der Schließer schob den schweren Riegel zurück.

„Wann werdet Ihr wiederkommen?“ fragte er.

„Am Abend. Aber ich bleibe keine Nacht

mehr bei ihm. Ich werde ihm sagen, ich sei in eine andre Zelle gebracht worden und Ihr hättet mir erlaubt, ihn dann und wann auf ein Viertelstündchen zu besuchen."

„Wird er es glauben?"

„O, der ist dumm genug dazu, er hat seinen Verstand längst versoffen!"

Mathias lachte, der Schließer schüttelte zwar ungläubig das Haupt, aber er lachte auch. Er öffnete das Thor, Mathias eilte hinaus.

Wohin nun? Zu Jeannette mochte er nicht zurückkehren, er hatte ihr ja gesagt, daß ihre Wege nun auseinandergingen, sie sollte nicht glauben, daß sie ihm unentbehrlich sei.

Er ging in ein Wirthshaus und forderte ein Frühstück, er fühlte das Bedürfniß, seinen Körper zu stärken und zu erfrischen.

Der alte Herr erwartete ihn vielleicht heute schon, es konnte nicht schaden, wenn er ihn besuchte und ihm Hoffnung machte, daß er binnen einigen Tagen im Besitz des wichtigen Geheimnisses sein werde.

Ja, er mußte hingehen; es war ja möglich, daß die Damen dem alten Herrn ihre Begegnung mit dem Baron berichtet hatten, Felsen konnte die Vermuthung hegen, Mathias sei mit dem

Baron verbündet gewesen, dieser Vermuthung mußte er entgegentreten, er bestätigte sie, wenn er sich dem alten Herrn fern hielt.

Er hörte dann auch, wie die Begegnung mit dem Baron abgelaufen war, Helfenstein hatte ihm darüber nur wenig berichtet, er wünschte dies genau zu erfahren, die maßlose Wuth des Barons hatte diesen Wunsch geweckt.

Kurz nach zehn Uhr ging er hin, der freundliche Empfang, der ihm zu Theil wurde, überraschte ihn.

Onkel Hubert erwähnte keine Silbe von dem Zusammentreffen der jungen Damen mit dem Baron, er machte dem Possenreißer nur darüber einen Vorwurf, daß er hinter seinem Rücken einen Brief in die Hände Wanda's gespielt habe, er verbat sich das ernstlich für die Folge und wiederholte noch einmal, daß er sich weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen lassen werde, der Mutter Wanda's in einer anderen, als der von ihm vorgeschlagenen Weise zu helfen.

Dann ersuchte er ihn, zu berichten, was er im Gefängniß ausgerichtet habe, er war mit dem Resultat nicht zufrieden und spornte Mathias durch Versprechungen an, Alles aufzubieten, um dem Verhafteten das Geheimniß zu entreißen.

Er gab ihm abermals etwas Geld und entließ ihn, fester denn je überzeugt, daß Simmer nicht zu viel behauptet hatte, als er erklärte, sein Geheimniß habe für die Familie Felsen einen sehr großen Werth.

Bald darauf verließ er das Haus, um seinen Bruder zu besuchen, mit dem er noch einmal über diese Angelegenheit reden wollte.

Er hatte sich kaum entfernt, als Bertram in das Haus trat.

Heute war der Tag, an welchem Wanda ihre Entscheidung treffen sollte, aber die Entscheidung war schon getroffen, Bertram wußte, daß er keine Hoffnungen mehr hegen durfte. Er ging in das Wohnzimmer und fand die beiden Mädchen in eifriger Unterhaltung miteinander; er war kaum eingetreten, als Bertha sich erhob und durch eine andere Thür hastig das Gemach verließ.

Zu jeder andern Zeit und unter anderen Umständen wäre ihm das gewiß aufgefallen, heute beachtete er es nicht, er sah nicht einmal, daß Thränen in den schönen Augen Bertha's schimmerten.

Wanda erschrak, als sie ihn anblickte; so ernst und düster hatte sie ihn noch nie gesehen.

Er nahm ihr gegenüber Platz und erfaßte leicht ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Wanda, heute ist der Tag der Entscheidung," sagte er mit leise zitternder Stimme, „aber es wäre unnütz, wenn ich Sie fragen wollte, welche Wahl Sie getroffen haben. Sie haben ja die Antwort auf diese Frage schon gestern Abend gegeben, als Sie in die Arme meines Freundes eilten."

Daran hatte Wanda nicht gedacht, alles Blut wich aus ihren Wangen, ängstlich fragend ruhte ihr Blick auf seinem verstörten Gesicht.

„Er ist glücklich, und Sie sind es auch," fuhr Bertram mit dumpfer Stimme fort, „ich gönne Ihnen und ihm dieses höchste Erdenglück, nach dem ich vergeblich mich gesehnt hatte. Ich könnte Sie fragen, was er für Sie gethan habe, um diese Liebe zu verdienen, aber das wäre eine thörichte Frage, das Wesen der Liebe läßt sich ja nicht ergründen und erklären. Ich weiß, daß es Ihnen schwer gefallen ist, diese Entscheidung zu treffen, und daß es Sie tief schmerzt —"

„Ja, ja!" fiel Wanda ihm in's Wort, indem sie die Augen zu ihm aufschlug, aus denen Thränen niederrannen. „O, wie gern wollte ich

auf mein eignes Glück verzichten, wenn ich durch dieses Opfer Sie glücklich machen könnte!"

„Das dürfen Sie nicht!" sagte Bertram, leicht das Haupt wiegend. „Hugo hat nun ein Recht auf Ihre Hand, wie er längst das größere Recht auf Ihr Herz gehabt hat. Und ich würde ein solches Opfer, welches mir überdies nichts nutzen könnte, niemals annehmen! Nein, Wanda, ich würde Ihnen zürnen, wenn Sie es mir bringen wollten in dem falschen Wahne, daß es mir tröstlich sein werde! Ich habe gestern Abend mit Hugo darüber gesprochen, er war unsäglich glücklich. Wir werden treue Freunde bleiben, ich grolle ihm nicht; wenn ich ihn um sein Glück beneide, so wird er mir deshalb nicht zürnen."

„Und ich weiß, daß Sie auch mir nicht zürnen werden," entgegnete das Mädchen, indem sie seine Hände erfaßte und ihm voll in's Auge schaute. „Sie haben Recht, das Wesen der Liebe kann Niemand ergründen und erklären, so kann auch ich mir es nicht erklären, weshalb ich Ihnen nicht mehr sein darf, als eine Schwester. Ja, eine Schwester, die Sie so innig liebt, daß sie für Sie in den Tod gehen könnte!"

„Es ist in Wahrheit sonderbar und schwer

zu begreifen," sagte Bertram, „aber es muß ja wahr sein, weil Sie es mir sagen. Und wenn etwas mich trösten kann, so ist es der Gedanke, daß das Band einer innigen und treuen Freundschaft unsere Herzen umschlungen halten wird."

„Ja, einer innigen, treuen Freundschaft!" wiederholte Wanda leise.

„Mit diesem Trost scheide ich von Ihnen für eine lange Zeit, vielleicht für immer, Wanda. Möge es Ihnen wohl ergehen, mögen Sie so glücklich werden, wie Sie es zu sein verdienen!"

Wanda blickte bestürzt auf, ihre Hände umfaßten fester die seinigen, als ob sie ihn zurückhalten wollten.

„Sie wollen uns verlassen?" fragte sie.

„Ich will nach Italien und dort durch eifriges Studium die Lücken in meinen Kenntnissen ausfüllen," erwiderte Bertram, verwirrt das Antlitz abwendend. Ihr Bild wird mich begleiten, Wanda."

„Nur mein Bild? Bertram, Sie dürfen Ihre Eltern nicht verlassen, o, Sie wissen nicht, mit welcher innigen Liebe das Herz der Mutter an Ihnen hängt! Könnten Sie es wirklich über sich gewinnen, Ihre gute, liebe Mutter zu verlassen? Ihr Vater würde sich vielleicht in die

Trennung von dem einzigen Kinde finden, Ihre Mutter nie! Die Trennung würde ihr das Herz brechen, — Bertram, Sie müssen bei ihr bleiben."

„Bei ihr bleiben und täglich Zeuge sein des süßen Glücks, auf welches ich verzichten mußte? Nein, das kann ich nicht, Wanda, es wäre zu viel verlangt!"

„Und Bertha?"

„Was ist sie mir?"

„Ahnen Sie noch immer nicht, was Sie ihr sind? Bertram, es gab eine Zeit, in der dieses schöne, tugendhafte Mädchen Tag und Nacht am Lager eines Sterbenden saß und ängstlich auf jeden Athemzug horchte, eine Zeit, in der dieser Engel mit unendlicher Geduld und Liebe Sie pflegte. In dieser Zeit erwachte in ihrem Herzen die Liebe, im steten Kampfe mit Angst und Sorgen trieb sie viel tausend Blüthen, und als Sie gerettet waren, da jauchzte dieses Herz auf und jubelte dem Sonnenschein entgegen, den es in der Ferne auf seinen Pfaden sah. Ist Ihnen das verborgen geblieben? Haben Sie vergessen, daß Sie diesem Schutzengel die Rettung Ihres Lebens verdanken? O, wenn Sie nur tief in die Augen Bertha's schauen wollten, Sie würden

in ihnen ein Paradies finden, welches der Himmel für Sie geschaffen hat!"

Bertram schüttelte wehmüthig das Haupt; wohl tauchte das Bild des lieblichen Mädchens vor seinem geistigen Auge auf, wohl erinnerte er sich jener Zeit, in der sie ihm wie ein von Gott gesandter Engel erschienen war, aber was er für sie empfand, war nur ein Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit.

„Wanda, wenn es so ist, wie Sie sagen, können Sie mir vorwerfen, daß ich etwas gethan habe, wodurch die Liebe in dem Herzen dieses Mädchens geweckt worden sei?" fragte er.

„Nein, ich kann es nicht, auch liegt die Absicht mir fern, Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen! Bertha liebt Sie, nur an Ihrer Seite wird sie das Glück ihres Lebens finden, und in Ihrer Macht liegt es, die Retterin Ihres Lebens glücklich zu machen. Wie kleinmüthig wären Sie, wenn Sie glauben wollten, daß nun Ihr ganzes Leben verloren sei, weil das Schicksal die Erfüllung eines Wunsches Ihnen versagt hat! Sehen Sie, Binder, dieser treue, edle Mensch, wollte auch schier verzagen, als er sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen konnte, daß er hoffnungslos liebte. Ist er heute nicht

glücklich? Hätte er an meiner Seite ein größeres Glück finden können? O, Sie werden auch glücklich werden, Bertram, die Wolken, die Sie zu sehen glauben, die Sie ängstigen, sind nur leichte, dünne Nebel, die der erste Sonnenstrahl zerreißen muß."

Schweigend blickte Bertram durch das Fenster hinaus in den Garten, dessen Wege dürres Laub bedeckte.

Die Worte Wanda's machten einen tiefen Eindruck auf ihn, das Bild Bertha's gewann immer schärfere Umrisse.

O, er zweifelte nicht daran, daß er an ihrer Seite glücklich werden konnte, aber es war ihm nicht möglich, sich so rasch mit dem Gedanken an diese Ehe zu befreunden.

Als er die Augen zu Wanda aufschlug, begegnete er ihrem Blick, er las in ihm eine tiefe, innige Theilnahme und den Wunsch, ihn glücklich zu sehen.

„Sie werden nicht reisen, nicht wahr?" fragte sie. „Sie werden nun hier bleiben, wenn Sie es auch nur Ihrer Mutter wegen thun, versprechen Sie es mir."

„Sei es, ich werde bleiben!" sagte Bertram unter dem Einflusse des Zaubers, den das ge-

liebte Mädchen auf ihn übte. „Der ist ein Feigling, der dem Kampf mit dem Schicksal aus dem Wege geht."

„Nein, nicht deshalb!" erwiderte Wanda, das Köpfchen schüttelnd. „Das Schicksal bietet Ihnen den Kampf nicht an, so brauchen Sie ihm auch nicht auszuweichen. — Zürnen Sie mir?"

„Wie könnte ich es?" fragte Bertram, aus seinem Sinnen erwachend. „Und weshalb dürfte ich es? Nein, Wanda, Ihre Entscheidung beraubt mich eines süßen Glücks, aber Sie konnten keine andere Wahl treffen, als die, welche das Herz Ihnen gebot."

Er hatte sich erhoben, er reichte jetzt dem Mädchen die Hand und blickte ihr lange schweigend in's Auge.

„So bleibt mir denn der Trost, daß ich Sie als meine Schwester betrachten darf," sagte er, „ich will mich damit begnügen und zu vergessen suchen, an welchen Träumen und Wünschen mein Herz gehangen hat. Ich weiß ja, daß Sie glücklich werden, daß dieser höchste meiner Wünsche in Erfüllung geht."

„Sehe ich Sie heute noch wieder?" fragte Wanda bewegt.

„Vielleicht!"

„Denken Sie an Bertha!"

„Gewiß, ich werde es müssen, nachdem Sie die alten Erinnerungen heraufbeschworen haben. Auf Wiedersehen, meine theure Schwester!"

Er eilte hinaus; an der Hausthür begegnete ihm Hugo, er drückte dem Freunde schweigend die Hand und schritt rasch von dannen.

Siebentes Kapitel.

Ein gewaltiger Sturm erhob sich im Hause des kleinen Stadtraths, als Hugo seiner Familie mit der Ruhe der Entschlossenheit erklärte, daß seine Verlobung mit Wanda nun eine Thatsache sei, an der nichts mehr geändert werden könne.

Ernestine blickte mit leuchtenden Augen den Bruder an, sie war stolz auf ihn, weil er so muthig für seine Liebe in die Schranken trat.

Sie hatte Wanda im Hause Onkel Hubert's kennen gelernt, sie begriff, daß ihr Bruder lieber mit den Eltern brechen, als auf diesen Schatz verzichten wollte.

Aber sie war die Einzige, die seine Wahl billigte, selbst Fränzchen, die doch so bittere Erfahrungen gemacht hatte, glaubte mit einiger Geringschätzung auf die Tochter Bajazzo's hinunterblicken zu müssen.

Madame Hammer schleuderte ihrem Sohne einen zornflammenden Blick zu, der kleine Herr rannte in unbeschreiblicher Aufregung auf und nieder.

„Sind das die Folgen unsrer Erziehung oder des Umgangs mit böser Gesellschaft?“ fragte die energische Frau in schneidendem Tone, während sie immer lebhafter auf der Tischdecke trommelte. „Ich denke, wir Alle sind ihm stets mit einem guten Beispiele vorangegangen, er kann nicht sagen, daß wir je einmal an den Schranken gerüttelt haben, die sich zwischen uns und dem Proletariat aufthürmen.“

„Es ist entsetzlich!“ seufzte der Stadtrath. „Die Tochter eines Seiltänzers — lieber Himmel, den Schandfleck tilgen wir niemals von unserm Namen.“

„Ein andrer Schandfleck ruht auf ihm, den Ihr nicht sehen wollt,“ entgegnete Hugo, dessen Lippen ein Zug der Verachtung umzuckte.

„Er hat gewählt zwischen uns und ihr,“ fuhr Madame Hammer in ihrer entschiedenen Weise fort, „er hat freiwillig gewählt, weder unsere Bitten, noch unsere Thränen konnten ihn bewegen, eine andre Wahl zu treffen. Sei es, uns trifft keine Schuld, und Niemand kann uns

verargen, wenn wir ein Kind verstoßen, welches eigenwillig und herzlos alle Bande zerreißt, durch die es an seine Eltern gefesselt ist."

Der kleine Herr war stehen geblieben, sein Blick ruhte fragend auf dem Sohne, dessen finster zusammengezogene Brauen ihm beweisen mußten, daß der Entschluß unwiderruflich feststand.

Hugo schwieg; wenn er auch wußte, daß der Bruch unvermeidlich war, daß weder Vernunftsgründe und Bitten ihn verhüten konnten, so wollte er doch, so viel in seinen Kräften lag, den jähen Riß vermeiden, er konnte nicht glauben, daß über diese Kluft niemals wieder eine Brücke führen werde.

„Du hast gewählt," nahm Madame Hammer nach einer Weile wieder das Wort, „wir werden Dich nicht zwingen können, zu uns zurückzukehren. Da bleibt dann nichts Anderes übrig, als die Scheidung, unsere Wege gehen fortan zu weit auseinander, als daß sie je wieder zusammentreffen könnten!"

„Die Mutter hat Recht," sagte der kleine Herr, „Du kannst uns nicht zumuthen, daß wir die Tochter eines Seiltänzees als unsre Schwiegertochter anerkennen sollen."

„Wir wissen sehr wohl, das Ernestine Dich ermuthigt hat, an ihr festzuhalten," fuhr die Mutter mit einem strafenden Blick auf das Mädchen fort, „es ist ja so romantisch, ein armes Mädchen von dunkler Herkunft zu lieben und trotz aller Hindernisse zu heirathen!"

Der Stadtrath wanderte wieder stürmisch auf und nieder, in seinem Herzen sprach noch immer eine Stimme für den Sohn; sie sagte ihm, wenn Hugo das Mädchen liebe, so werde es auch seiner Liebe würdig sein, und er habe kein Recht, dem Glücke seines Kindes in den Weg zu treten.

Aber er wagte nicht, seiner energischen Frau gegenüber für seinen Sohn Parthei zu nehmen, überdies fürchtete er zu sehr das Urtheil der öffentlichen Meinung! Er sagte sich, Schandow werde diese Gelegenheit benutzen, um seinem lange gehegten Groll gegen Hugo Luft zu machen, er hatte nun einen Haken, an welchem er ihn fassen konnte, er versäumte es gewiß nicht, die öffentliche Meinung durch verleumderische Gerüchte aufzuhetzen.

Das war in der Hauptsache der Grund, der ihn abhielt, die Wahl Hugo's mit Ernst und Ruhe zu prüfen, er wollte von der Tochter Bajazzo's nichts wissen, weil die Verbindung mit

ihr auf seinen Patriziernamen einen dunklen Fleck warf.

Madame Hammer wartete vergeblich auf eine Antwort ihres Sohnes, schon wollte sie das Zimmer verlassen, als Onkel Hubert eintrat, er kam, um zu vermitteln und eine Versöhnung anzubahnen.

In seiner ruhigen, freundlichen Weise sagte er ihnen, daß ihr Sohn sich mit Wanda verlobt habe, und daß er hoffe, sie würden ihre Einwilligung in diese Verlobung geben Er machte sie darauf aufmerksam, daß Wanda seine Adoptivtochter sei, er sagte ihnen, wenn ihre Wahl auf seinen Neffen gefallen wäre, würde der Bürgermeister bereitwillig seine Zustimmung gegeben haben, daraus müßten sie erkennen, wie würdig das Mädchen der Liebe ihres Sohnes sei, den sie nicht hindern dürften, sein Glück da zu suchen, wo er es finden könne.

Aber alle diese Gründe prallten ab, wie stumpfe Pfeile, an dem Schilde der Vorurtheile, den Madame Hammer ihnen entgegenhielt.

„Wenn Sie, bewogen durch das Gefühl der Dankbarkeit, sich dieses Mädchens angenommen haben und väterlich für sie sorgen, so macht Ihnen das alle Ehre," sagte sie, „aber dadurch löschen

Sie die niedrige Herkunft und die Vergangenheit der Seiltänzerin nicht aus. Wir haben uns stets von allem Niedrigen und Gemeinen freigehalten, wir werden uns niemals dazu verstehen können, dieses Mädchen als unsre Schwiegertochter anzuerkennen! Niemals, Herr Felsen, niemals!"

Sie erhob abwehrend ihre Hand und warf einen flammenden Blick auf Hugo, der neben dem alten Herrn stand.

„Sie fürchten das Gerede der Leute," erwiderte Onkel Hubert, mit ernster, mißbilligender Miene das graue Haupt schüttelnd. „Aber mehr wie dieses Gerede muß das Glück Ihres Sohnes Ihnen am Herzen liegen, und überdies werden nur Wenige es wagen, in gehässiger Weise über eine Dame herzufallen, die ich adoptirt habe."

„Wenn es nur Einer thäte, so wäre es schon zu viel," warf der Stadtrath ein.

„Dieser Eine würde sich im Kreise Ihrer eignen Familie finden," fuhr der alte Herr fort, dem nun auch die Galle in's Blut stieg. „Dieser Eine, an den ich in diesem Augenblick denke —"

„Er mag der Beste nicht sein!" fiel Madame Hammer ihm entrüstet in's Wort. „Ohne Fehl ist Niemand, aber der Herr Doctor Schandow zählt zu unserm Stande, und es ist vielleicht nicht

seine Schuld, wenn — Herr Felsen, Sie werden begreifen, daß wir über diesen Punkt nicht gerne reden. Hugo hat die Wahl getroffen und einen Weg betreten, der ihn für immer von seinen Eltern trennt."

„Für immer!" wiederholte Hugo. „Nein, das kann ich nicht glauben, Ihr werdet Wanda kennen lernen und die Ueberzeugung erlangen, daß Ihr ihr großes Unrecht gethan habt, Ihr werdet, wenn auch jetzt noch nicht, so doch später die Hand annehmen, die sie Euch bietet."

„Darauf vertraue ich auch!" sagte Onkel Hubert. „Es wird Ihnen unmöglich sein, dem Liebreiz dieses Mädchens zu widerstehen, Sie werden Wanda segnen für das Glück, welches sie ihrem Gatten bereitet."

Die Lippen der Mutter umspielte ein spöttisches Lächeln, der kleine Herr wiegte zweifelnd das Haupt. „Sie werden das thun," fuhr Onkel Hubert in zuversichtlichem Tone fort, „glauben Sie mir, auf mein Urtheil dürfen Sie bauen. Es ist leicht, aber nicht gerecht, einen Menschen zu verurtheilen, den man nicht kennt; wenn man ihn steinigen will, so findet man Hände, die sich bereit finden lassen, Steine zu schleudern. Ich bitte Sie, machen Sie dieser Ungerechtigkeit sich

nicht schuldig, besuchen Sie mich, ich werde Ihnen mein Kind vorstellen."

„Niemals!" rief Madame Hammer erregt. „Die Würfel sind gefallen, Hugo hat sie geworfen, nun muß er die Folgen des Wurfs tragen. Wir drohen ihm nicht mit unserm Fluch, er ist alt genug geworden, um zu wissen, welche Wege er gehen darf, und welche Pflichten die Dankbarkeit gegen seine Eltern ihm auferlegt. Er hat diese Pflichten in den Staub getreten und das Band, welches ihn an uns kettete, zerrissen, er ist fortan ein Fremder für uns. Es ist gewiß schmerzlich für eine Mutter auf immer von ihrem Kinde scheiden zu müssen, aber nicht ich, sondern er hat die Trennung gewollt. Es wird uns freuen, wenn wir hören, daß er sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht sieht, und wenn er allein kommen will, so wird er das Haus seiner Eltern stets offen finden, aber das frühere, schöne Einvernehmen ist nun getrübt, und wenn er den Frieden in diesem Hause entbehrt, so wird sein Gewissen ihm sagen, daß er allein die Schuld daran trage."

Sie hatte sich erhoben, noch einmal traf ihr Blick zürnend und strafend den Sohn, dann ging sie hinaus.

Onkel Hubert schüttelte das Haupt, der Stadtrath stand am Fenster und hüllte sich in dichte Rauchwolken, Hugo wanderte auf und ab, um seiner wachsenden Erregung Herr zu werden.

„Es erübrigt uns nun noch, Ihre Ansicht zu hören, Herr Stadtrath," wandte Onkel Hubert sich an den kleinen Herrn. „Wenn ich auch ahne, wie Ihre Antwort ausfallen wird, so möchte ich sie doch von Ihren eignen Lippen hören."

„Ich stimme vollkommen mit meiner Frau überein," sagte der Stadtrath hastig, aber vor dem vorwurfsvollen Blick des alten Herrn mußte er die Augen niederschlagen.

„Man weiß ja, daß Sie in allen Stücken mit ihr übereinstimmen," fuhr Onkel Hubert sarkastisch fort, „aber Hugo ist mit Ihnen associirt, es wird Aufsehen erregen, wenn er aus dem Geschäft ausscheidet."

„Nicht so großes Aufsehen, als wenn er mit unsrer Einwilligung die Seiltänzerin heirathete!"

„Ich werde ein eignes Geschäft gründen," sagte Hugo, das Haupt emporwerfend, ich werde diese Stadt verlassen —"

„Halt, — dagegen protestire ich!" fiel Onkel Hubert ihm rasch in's Wort. „Sie werden in meinem Hause eine Wohnung finden, ich associire

mich mit Ihnen und stelle Ihnen Mittel zur Verfügung, welche Ihnen die Gründung des Geschäfts leicht machen sollen. Werden Sie Ihre Einwilligung in die Heirath Ihres Sohnes verweigern, Herr Stadtrath?"

„Ich weiß nicht, wie meine Frau darüber denkt," sagte der kleine Herr achselzuckend.

„Wenn Sie es thun, so werden wir uns genöthigt sehen, die gesetzlichen Vorschriften für diesen Fall zu beobachten und Ihnen einen Notar in's Haus zu schicken; ich weiß nicht, ob dies nicht den Leuten ganz besonderen Anlaß zu boshaftem Gerede geben würde, ich muß es Ihnen überlassen, ein Urtheil darüber zu fällen. Wenn Sie vorziehen, Ihre Zustimmung zu geben, so könnte die Hochzeit schon sehr bald gefeiert werden, Hugo wäre dann nicht genöthigt, eine Wohnung für sich zu miethen, er könnte bis dahin in einem Gasthofe logiren."

„Ich werde im Hause meiner Eltern bleiben," sagte Hugo, „ich kann der Hoffnung auf eine Aussöhnung noch immer nicht entsagen."

„Ich glaube, es ist eine vergebliche Hoffnung," bemerkte der Stadtrath, „aber wenn Du hier bleiben willst, habe ich nichts dagegen. Wir werden natürlich in den ersten Tagen unser ge-

schäftliches Verhältniß lösen müssen, auf Auszahlung eines Erbtheils hast Du noch keinen Anspruch, indeß wirst Du es später nach meinem Tode unverkürzt erhalten."

„Unter solchen Verhältnissen kann es Ihnen wahrlich nicht angenehm sein, in diesem Hause zu bleiben," sagte Onkel Hubert. „Sie würden hier kein freundliches Gesicht sehen und täglich harte Worte hören müssen. Kommen Sie mit mir, Sie sind nun mein Sohn, wir müssen die Erfüllung unserer Hoffnungen auf eine spätere Zeit verschieben und bis dahin uns damit trösten, daß wir nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht hatten, den Kampf mit diesen Vorurtheilen aufzunehmen. Wohl Ihnen, daß Sie als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen sind."

„Du gehst wirklich?" fragte Ernestine besorgt, als Hugo seinen Hut ergriff.

„Muß ich nicht?" erwiderte der junge Mann bitter." „Niemand hält mich zurück —"

„Hugo, ich werde stets einen freundlichen Blick und Worte der Liebe für Dich haben!"

Bewegt reichte Hugo dem Mädchen die Hand, sein Blick streifte fragend den kleinen Herrn, dessen Züge er in den dichten Wolken des Tabakrauchs kaum noch zu unterscheiden vermochte.

„Du siehst ja, man wünscht, daß ich gehe," sagte er, „aber ich hoffe, man wird Dir nicht verbieten, mich zu besuchen."

Er trat auf den Vater zu und bot ihm die Hand, aber der Stadtrath, dessen Erbitterung die Aeußerungen Onkel Hubert's gesteigert hatten, wandte ihm den Rücken.

„Kommen Sie," sagte Onkel Hubert leise, „man muß ihnen Zeit lassen, den Groll zu überwinden und die getäuschten Hoffnungen zu vergessen."

Der kleine Herr nickte nur mit dem Haupte, als Hugo ihm Lebewohl sagte, Ernestine umarmte den Bruder und bat ihn mit Thränen in den Augen, den Eltern nicht zu zürnen.

„Ah — er ist fort!" sagte der Stadtrath, als die Thür geräuschvoll in's Schloß gefallen war. „Er hat eine Seiltänzerin seinen Eltern vorgezogen und mit Ueberlegung den Schritt gethan, der ihn für immer von uns trennen muß. O, Du lieber Gott, wer hätte das jemals gedacht! Aber so ist es ja immer, von seinen Kindern hat man nur Undank zu erwarten."

„Vater, sprich nicht so," bat Ernestine, ihren Arm um seinen Nacken schlingend. „Hugo ist ein edler Mensch, ihn schmerzt diese Trennung gewiß nicht weniger tief. Aber sage, was wür-

dest Du gethan haben in Deiner Jugend, wenn das Geschick Dich gezwungen hätte, zwischen Deinen Eltern und der Geliebten zu wählen?"

Der kleine Herr zog die Brauen empor und blickte betroffen sein Kind an, dessen Lippen ein schelmisches Lächeln umspielte.

„Was ich gethan hätte?" fragte er. „Hm — an mich ist diese Frage nicht herangetreten, ich würde, — nun ja ich würde gehorcht haben!"

„Nein, auch Du würdest dem Zuge Deines Herzens gefolgt sein!"

„Hm — das weiß man nicht."

„Doch, Vater, ich kenne Dich besser, ich weiß auch, daß wenn es an Dir gelegen hätte, Hugo nicht gegangen wäre. Du würdest wohl auch eine kurze Zeit ihm gezürnt haben, aber dann hättest Du das Mädchen geprüft und Deine Einwilligung gegeben, sobald Dir die Gewißheit geworden wäre, daß —"

„Aber, liebes Kind, so bedenke doch, daß sie die Tochter eines Seiltänzers ist!" fiel der Stadtrath ihr ärgerlich in's Wort. „Unsere ganze Familie muß über diese Verbindung ihr Mißfallen aussprechen! Und Du willst ihr das Wort reden?"

Ernestine schüttelte vorwurfsvoll das Köpfchen.

„Was Gott zusammen gefügt hat, soll der

Mensch nicht scheiden," sagte sie in warnendem Tone. „Der Mensch kann das auch nicht, seine Kraft ist zu schwach, Bande zu zerreißen, die im Himmel geknüpft wurden. Wenn nur die Mutter nicht so großen Einfluß auf Dich hätte!"

„Einfluß? Auf mich?" eiferte der Stadtrath. „Bewahre! Ich bin immer Herr im Hause gewesen."

„Denke an Schandow!"

„Hm, das verstehe ich nicht."

„Hat er Dir nicht früher schon vor seiner Hochzeit manchen Aerger bereitet?"

„Bah, ein Redacteur kann es nicht Allen recht machen."

„Er hat gegen Dich intriguirt."

„Zugegeben, aber —"

„Aber er war trotzdem unser Hausfreund. Leider ja, indeß glaube ich nicht, daß Du ihm so rasch die Hand Fränzchen's zugesagt haben würdest, wenn nicht die Mutter es gewollt hätte. Wer war er denn? Niemand achtete ihn, man warf ihm Leichtsinn, Verschwendung und Gesinnungslosigkeit vor, man sagte öffentlich, er heirathe Fränzchen nur, um sich vor dem Bankerott zu retten. Dem Himmel sei's geklagt, die Folge hat gelehrt, daß die Gerüchte damals nicht

übertrieben, und dieser Mann wurde mit offenen Armen aufgenommen! Mit offenen Armen, seinetwegen mußte Hugo das Elternhaus verlassen, weil er diesen Mann durchschaute und verachtete. Einem tugendhaften, liebreizenden Mädchen hingegen verschließt man Haus und Familie, ihretwegen stößt man den Sohn hinaus, nur allein deshalb, weil sie von niederer Herkunft ist, weil ihr Vater weder die Kenntnisse, noch die Mittel besaß, sich eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu verschaffen. Soll das Kind entgelten, daß der Vater ein Seiltänzer war? Soll es ehrlos und rechtlos sein, weil die Gesellschaft mit Verachtung auf den Vater hinabsieht? — Nein, Vater, Du denkst zu edel, um die Gehässigkeit der Standesvorurtheile zu vertheidigen, Du wirst nicht mit Deinem Kinde brechen, weil es sein Lebensglück diesen Vorurtheilen nicht opfern will."

Der kleine Herr rieb immer eifriger den kahlen Schädel; so oft er dem Blick seiner Tochter begegnete, schlug er die Augen nieder, sie sagte ihm manches Wort, welches ihn verwirrte, dem er nicht mit Gründen entgegentreten konnte.

„Mein Kind, wir stehen nun einmal unter dem Scepter dieser Vorurtheile," erwiderte er, „brechen wir mit ihnen, so brechen wir auch mit

der Gesellschaft, die uns dann den Rücken wendet."

„Bedürfen wir ihrer so sehr, daß wir ängstlich unser Thun und Lassen ihren Forderungen anpassen müssen? Mag sie ein hartes Urtheil fällen; wenn Du ihr zeigst, daß Du sie entbehren kannst, wird sie Dich aufsuchen und nicht ruhen, bis Du in ihre Kreise zurückgekehrt bist."

„Das heißt mit kurzen Worten, ich soll die Seiltänzerin als meine Schwiegertochter anerkennen!"

„Wie eigensinnig Ihr Euch an das Wörtchen „Seiltänzerin" klammert!" sagte Ernestine vorwurfsvoll. „Wanda ist es nie gewesen, Vater. Ich wünsche nur, daß Du sie kennen lernst, Du wirst dann Dein Urtheil ändern."

„Mag sein," erwiderte der Stadtrath achselzuckend, „ich habe ja gegen sie selbst nichts, wäre sie die Tochter eines Handwerkers, so würde ich mich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihr sofort bereit finden lassen, unter den obwaltenden Umständen aber kann ich Deinen Wunsch nicht erfüllen!"

„Weil die Mutter es nicht will!"

„Kind, mach' mich nicht ernstlich böse! Ich bin nie der Sklave ihres Willens gewesen. Es

ist mir nicht angenehm, daß die Dinge so gekommen sind, aber es ist auch nicht meine Schuld, ich habe Hugo frühzeitig gewarnt, wenn er meinen Rath beachtet hätte, würde der Bruch nicht erfolgt sein. Im Uebrigen hege auch ich die Hoffnung, daß im Laufe der Zeit die Versöhnung erfolgen wird, später, wenn das Gerede verstummt ist."

Ernestine schüttelte zürnend das Köpfchen, ein vorwurfsvoller Blick traf aus ihren blauen Augen den Vater, aber der kleine Herr fühlte keine Lust, das Gespräch fortzusetzen, er stellte die Pfeife in eine Ecke und ging hinunter in sein Cabinet.

Er mußte gestehen, daß Ernestine, Onkel Hubert und Hugo in der Hauptsache Recht hatten, und er konnte eben so wenig leugnen, daß er durch seine energische Frau bestimmt worden war, der Wahl seines Sohnes so schroff entgegen zu treten. Aber jetzt konnte und durfte er nicht mehr nachgeben, sein Stolz sträubte sich dagegen, jetzt mußte er ausharren auf dem Standpunkte, den er selbst gewählt hatte.

Der Stadtrath war verstimmt, die Liebe zu seinem Kinde kämpfte mit der Furcht vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung, überdies wußte

er, daß er nur den Frieden seiner Ehe stören würde, wenn er für seinen Sohn Parthei nahm.

Ja, er war der Sklave der Launen seiner Frau, nie hatte er das so klar eingesehen, wie heute! Er hatte oft an den Fesseln gerüttelt, die mitunter ihn sehr schwer drückten, aber es war ihm nie gelungen, sie abzuschütteln, und er wußte sehr genau, daß ihm dies nie gelingen würde.

Hm — es gab ein gewaltiges Gerede, wenn Hugo aus dem Geschäft seines Vaters ausschied und mit dem alten Herrn Felsen ein neues Geschäft gründete! Die Ursache seines Austritts konnte nicht geheim gehalten werden, die müßigen Zungen bemächtigten sich gewiß dieses Stoffs, es war vorauszusehen, daß Alle die Parthei des Ausgestoßenen ergriffen und sehr scharf über die Härte und Lieblosigkeit der Eltern urtheilten.

So ging es ja immer, der leidende Theil wurde in Schutz genommen und dem andern Theil die ganze Schuld aufgebürdet!

Der kleine Herr wurde immer aufgeregter, je länger er darüber nachdachte.

Es wäre vielleicht dennoch besser, wenn er seine Einwilligung gäbe, dachte er, die Leute würden dann natürlich auch ihre beißenden Be-

merkungen machen, aber doch bald verstummen, wenn man ihnen zeigte, daß ihr boshaftes Gerede den Frieden in der Familie nicht stören könne. Aber nein, dachte er dann wieder, wenn er jetzt nachgebe, so zeige er eine Schwäche, die er vor seinem eigenen Ich nicht verantworten könne, und zudem werde dann seine Frau nur noch entschiedener ihre Zustimmung verweigern.

So weit war er in seinem Gedankengange gekommen, als Murner eintrat, um die vor dem Mittagessen unterbrochene Arbeit fortzusetzen.

Der Stadtrath ließ sich in seinem Sessel nieder und spitzte gedankenvoll einen Bleistift, während der Buchhalter vor sein Pult trat und in den Briefen blätterte, die auf demselben lagen.

„Wissen Sie es schon?“ fragte der kleine Herr nach einer Weile, indem er einen forschenden Blick auf das Antlitz des jungen Mannes warf. „Ah — noch nicht? Na, heute Abend wird es gewiß schon ein öffentliches Geheimniß sein, daß mein Sohn sich mit der Tochter eines Bajazzo verlobt hat!“

„Er hat es Ihnen gesagt?“ erwiderte Murner überrascht.

„Nicht allein das, er hat mein Haus schon verlassen, er will ein neues Geschäft gründen.

Hm — er wird vorwärts kommen, das unterliegt keinem Zweifel, er hat einen offenen Kopf, ein entschiedenes Talent und tüchtige Kenntnisse, ich werde diese Stütze in meinem Geschäft schmerzlich vermissen."

„Mußte es denn sein?" fragte Murner mit leisem Vorwurf. „Seine Verlobte ist nun die Tochter des Herrn Felsen —"

„Lieber Himmel, Alles, was Sie mir sagen wollen und können, habe ich schon ein Dutzend Mal gehört," fiel der Stadtrath ihm hastig in's Wort. „Wir haben ihm die Wahl zwischen uns und ihr gelassen, er hat sie getroffen, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen, junger Herr, nehmen Sie ein Beispiel daran. Sie haben ihn immer vertheidigt, Sie und Ernestine, aber Sie Beide sind auch die Einzigen. Geben Sie Acht, wie Viele über ihn herfallen werden!"

„Schandow an der Spitze!"

„Natürlich! O, ihm ist es eine Genugthuung, ihm wird dieser Schritt die größte Freude bereiten!"

„Fürchten Sie nicht, daß man auch Sie verurtheilen wird?" fragte Murner leise.

„Mich? Man wird allerdings mich der

Herzlosigkeit zeihen, mir hinter dem Rücken vorwerfen, ich habe meinen Sohn hinaus gestoßen, — aber kann ich ihnen den Mund stopfen?"

„Und an der Spitze derer, die das sagen werden, wird abermals Schandow stehen!"

„Ja, das bezweifle ich auch nicht," nickte der kleine Herr, dessen Stirne sich mehr und mehr in Falten zog, „er hat ja ohnedies einen Groll gegen mich, weil ich seine unverschämten Forderungen nicht bewilligen will."

„Ich fürchte, daß Ihre Frau Gemahlin ihm jetzt unter die Arme greift."

„Hm, von der Unterstützung, die sie ihm geben kann, wird er gewiß nicht fett."

„Vor der Fettsucht bewahrt ihn seine eigne Galle. Gehen Sie nicht so leicht darüber hinweg, Ihre Frau Gemahlin hat bei ihrem guten Herzen keinen Verstand vom Soll und Haben des Kaufmanns, sie verbürgt sich für die Schulden eines Andern, ohne zu ahnen, daß sie auf Grund dieser Bürgschaft gezwungen werden kann, die Schulden zu bezahlen."

Als ob eine Natter ihn in die Ferse gebissen habe, so jäh fuhr der Stadtrath von seinem Sitz empor, sein starrer Blick schien die geheimsten Gedanken des Buchhalters erforschen zu wollen.

„Woher haben Sie das?“ fragte er, zitternd vor Erregung.

„Man hat mir heute Mittag Andeutungen gemacht,“ sagte Murner, „ein hiesiger Handwerker kam in das Gasthaus, in welchem ich speise, offenbar in der Absicht, mit mir über eine Sache, die ihm am Herzen lag, zu reden. Der Mann ist mir bekannt, es fiel mir nicht auf, daß er sich nach Tisch zu mir setzte und ein Gespräch mit mir anknüpfte. Erst, als ich Anstalten traf, aufzubrechen, rückte er mit seinem Anliegen heraus, er fragte mich in höflicher und sehr reservirter Weise, ob eine Bürgschaft der Madame Hammer die Schuldner des Herrn Doctor Schandow beruhigen könne, und ob ich glaube, daß mein Chef diese Bürgschaft seiner Gattin respectiren werde.“

„Keinen Pfennig zahle ich!“ rief der kleine Herr wüthend, indem er mit der Faust auf das Pult schlug, daß die Papiere emporflogen. „Nicht einen rothen Heller! Das hätten Sie ihm dreist sagen können.“

„Ich wußte nicht, ob ich die Berechtigung dazu hatte, überdies wollte ich zuvor mit Ihnen Rücksprache darüber nehmen.“

„Hat er Ihnen gesagt, wie groß die Schuld ist?“

„Nein, ich mochte auch nicht danach fragen; was er mir gesagt hatte, genügte mir, um mich erkennen zu lassen, daß Herr Schandow es vortrefflich verstanden hat, das Vertrauen und die Güte Ihrer Frau Gemahlin zu mißbrauchen. Sie werden den Kopf in's Loch halten müssen! Wollen Sie mit den Gläubigern Schandow's einen Proceß führen, die Bürgschaft Ihrer Frau Gemahlin anfechten und die Zahlung der Schulden verweigern, so schützt Sie allerdings das Gesetz, und der Richter muß die Bürgschaft für ungültig erklären. Aber bedenken Sie daneben die unausbleiblichen Folgen. Nicht allein, daß dieser Proceß Ihre Frau Gemahlin compromittirt, werden die betrogenen Gläubiger Schandow's öffentlich behaupten, die ganze Geschichte sei zwischen ihm und seinen Schwiegereltern abgekartet gewesen, und es wird Ihnen nichts nutzen, ob Sie dem Einen oder Andern deshalb einen Injurienproceß an den Hals hängen, das Gerücht behauptet sich, und Sie haben keine frohe Stunde mehr."

Der Stadtrath rannte mit wachsender Erregung auf und nieder. Davon hatte er keine Ahnung gehabt, nun kam dies auch noch hinzu,

um seine Sorgen und seinen Aerger zu vermehren!

Was sollte er nun thun? Seiner Frau Vorwürfe machen? Er wußte ja voraus, daß sie die Berechtigung derselben nicht anerkennen würde, er mußte befürchten, daß sie die Schuld an dem Bankerott Schandow's auf ihn zurückwälzte, in keinem Falle hätte er bei ihr Recht bekommen.

„Das ist abscheulich!" sagte er, zitternd vor Erregung. „Aber ihn charakterisirt es, ich hätte voraussehen können, daß er, als ich ihm die Unterstützung verweigerte, zu diesem Auskunftsmittel seine Zuflucht nehmen würde! Pfui über ihn, daß er die Unerfahrenheit einer Frau in solcher betrügerischen Absicht mißbrauchen konnte! Sie haben Recht, ich werde den Beutel ziehen müssen, ich darf meine Frau nicht vor Gericht citiren lassen. Aber ich will mir dafür wenigstens die Genugthuung verschaffen, daß ich ihn zwinge, die Stadt zu verlassen. Na, schütteln Sie nicht so bedenklich den Kopf, Murner, ich muß diese Genugthuung haben! — Diese Angelegenheit zu ordnen muß nun meine erste Sorge sein, über das Andere sprechen wir nachher. Hugo wird aus dem Geschäft austreten,

da bedarf ich einer andren Stütze, ich glaube sie schon gefunden zu haben."

Er stand mit Hut und Sock vor dem jungen Manne, der verwirrt den Blick niederschlug.

„He, mein Freund, weshalb sind Sie so schüchtern?" fuhr der kleine Herr fort. „Glauben Sie, durch Ihre Schüchternheit mir verbergen zu können, was zu erforschen für mich besonderes Interesse hat? Ich habe Sie sehr scharf beobachtet und schon seit Wochen erwartet, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdigen würden, ich meine, Sie müßten längst erkannt haben, daß der Erfüllung Ihrer Wünsche keine Hindernisse entgegenstehen. Aber wie gesagt, wir reden nachher darüber, jetzt ist nicht der richtige Augenblick dazu."

Er nickte dem überraschten, verwirrten Buchhalter vertraulich zu und stürmte hinaus.

Der ganze Groll, der schon seit Monaten sich in seinem Innern angesammelt hatte, kam nun zum Durchbruch, der Stadtrath hatte nun lange genug, ja schon zulange geschwiegen, jetzt wollte er ein Ende machen.

Er befand sich in einer fieberhaften Aufregung, als er in die Wohnstube Schandow's trat, in der er nur seine Tochter fand.

Fränzchen hatte geweint, das erkannte er beim ersten Blick, sie versuchte vergebens, es ihm zu verbergen, ihr erzwungenes Lächeln täuschte ihn, es war nur geeignet, ihn mißtrauisch zu machen.

„Wo ist Dein Mann?“ fragte er, und der Ton seiner Stimme klang so hart und scharf, daß Fränzchen erschreckt zusammenfuhr.

Sie sah ihn besorgt an, sie wollte ihm Hut und Stock abnehmen, aber er wehrte sie hastig ab.

„Dein Mann!“ wiederholte er.

„In seinem Arbeitszimmer.“

„Sei so gut und rufe ihn.“

„Aber mein Gott, Vater —“

„Deinen Mann will ich sehen!“ unterbrach der Stadtrath die junge Frau, indeß er mit dem Stocke heftig auf den weichen Teppich stieß. „Hier in Deiner Gegenwart soll er hören, was ich ihm zu sagen habe.“

„Es wird ihn noch mehr erbittern!“ bat Fränzchen

„Gleichviel,“ polterte der kleine Herr, „er soll es hören! Wie darf er von Erbitterung sprechen? Was ich ihm sagen werde, ist die Wahrheit, und wenn ich ihm die Leviten lese, so habe ich ein Recht dazu!“

„Aber an mir wird er nachher seinen Groll auslassen!" klagte die junge Frau.

„Du wirst diese Fesseln nicht lange mehr tragen, dafür laß mich nur sorgen! Nun geh' und rufe ihn."

Fränzchen zog an der Glockenschnur.

„Ich lasse den Herrn Doctor bitten," sagte sie, als die Magd eintrat. „Ein Herr wünscht mit ihm zu sprechen."

„Den Herrn Doctor!" spottete der Stadrath. „Ich lasse ihn bitten! Wie vornehm hier Alles ist!"

„Er hat es so befohlen, Vater!"

„Na ja, ich kann es mir denken, Du bist nicht für den Salon erzogen worden, und er hat eine Drahtpuppe aus Dir gemacht. Er, der Herr Doctor! Wo er nur promovirt haben mag! Herr Lump sollte er sich nennen, na ja, es giebt ja auch Lumpen, die Doctoren sind, — meinetwegen, was liegt an dem Titel!"

In diesem Augenblick erschien Schandow auf der Schwelle des Zimmers, sein hochrothes Gesicht, seine glänzenden Augen, und der Duft, der ihm vorauswehte, ließen den kleinen Herrn erkennen, daß sein würdiger Schwiegersohn kurz vorher „fleißig pokulirt" hatte, wie Herr Doctor

Schandow sich auszudrücken pflegte, wenn er seinen Rausch nicht leugnen konnte.

„Ah — Sie sind es?" fragte er enttäuscht, während ein zorniger Seitenblick die junge Frau traf. „Tant de bruit pour une omelette!"

„Ja, ich bin's!" rief der Stadtrath entrüstet. „Es ist mir gleichgültig, ob Sie mich für einen Eierkuchen ansehen, wenn Sie mich nur nicht für einen dummen Jungen halten!"

„Habe ich das jemals behauptet?"

„Es ist nicht nöthig, daß man eine solche Behauptung mit dürren Worten ausspricht, man kann sie auch durch Handlungen bethätigen."

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte Schandow, auf einen Sessel zeigend, indem er selbst sich niederließ, „Sie werden erlauben, daß ich es mir bequem mache."

„In der Verfassung, in der Sie augenblicklich sich befinden, ist es allerdings nicht rathsam für Sie, stehen zu bleiben," erwiderte der kleine Herr mit wachsender Entrüstung. „Wer hat den Champagner bezahlt, den Sie heute Mittag getrunken haben?"

„C'était moi!" lachte Schandow, den die Aufregung seines Schwiegervaters zu ergötzen schien. „Was wollen Sie? Man lebt nur ein=

mal, als Sie jung waren, werden Sie gewiß auch oft über die Schnur gehauen haben! Darf ich fragen, ob Sie mir etwas Besonderes mitzutheilen haben?"

„Nicht jetzt, Vater," flüsterte Fränzchen besorgt, aber dem kleinen Herrn wäre es schier unmöglich gewesen, zu schweigen und seinen Groll zurückzudrängen.

„Abrechnen will ich mit Ihnen," rief er, „in meinem Namen und im Namen meiner Frau! Nicht genug, daß Sie mein Kind und mich betrogen haben, betrügen Sie auch meine Frau und Ihre Gläubiger."

Auf den jungen Herrn schien diese Anklage nicht den mindesten Eindruck zu machen, er lächelte höhnisch und kaute an seinen Nägeln, nur dann und wann schleuderte er aus den tückischen Augen einen Blick des glühendsten Hasses auf den Stadtrath, dessen rundes Antlitz allmählich braunroth geworden war.

„Haben Sie Beweise für diesen in großartigem Maßstabe fortgesetzten Betrug?" fragte er.

„Ob ich Beweise habe?" fuhr der kleine Herr auf. „In Wahrheit, Ihre Unverschämtheit kennt keine Grenzen! Wie können Sie sich erdreisten, diese Frage an mich zu richten?"

„Hm, weil ich Ihnen beweisen möchte, daß ich nicht der Betrüger, sondern der Betrogene bin."

„Das werden Sie mir schwerlich beweisen können!"

„O, doch — Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten."

„Sie erwarteten vielleicht, daß ich Sie ernähren würde – wie?"

„Bewahre, ich habe nichts weiter verlangt, als die Mitgift meiner Frau."

„Sie haben sie erhalten, und vergeudet! Passen diese Möbel, diese Vorhänge und Teppiche, diese hundert überflüssigen Luxussachen zu Ihrem Stand und Einkommen? Sie können ja nicht einmal Ihre Frau ernähren, und dabei machen Sie einen Aufwand, als ob Sie ein Bankier seien! He — ein Leben führen Sie, wie unser Herrgott in Frankreich, und wer soll die Kosten decken?"

„Möglicherweise Sie!" lachte Schandow, der sein Pince-nez auf die Nase gesetzt hatte und den kleinen Herrn mit einem höhnischen Blick musterte. „Das wäre dann nichts weiter, als eine gerechte Vergeltung! Sie haben meine Zeitung in Mißcredit gebracht und mir dadurch unmöglich gemacht, auf einen grünen Zweig zu kommen! Das Ge-

setz sagt, daß die Schwiegereltern verpflichtet seien, den Gatten ihres Kindes zu ernähren!"

Er warf sich in den Sessel zurück und lachte, es war ein rohes, boshaftes Lachen, welches dem Stadtrath die Galle noch tiefer in's Blut treiben mußte.

Der kleine Herr erhob in machtlosem Grimm den Stock, aber Fränzchen trat rasch zwischen ihn und den Vater.

„Peter, diese Verhöhnung meines Vaters setzt Deiner Bosheit die Krone auf," sagte sie, und aus ihren blauen, umflorten Augen traf ein Blick der Verachtung den jungen Herrn, der bei der drohenden Geberde des Stadtraths erbleicht war.

Der kleine Herr ließ den Arm sinken.

„Ja er ist ein boshafter, heimtückischer Mensch," versetzte er mit bebender Stimme, „ein Mensch, dem nichts heilig ist, der die Achtung vor dem eignen Ich verloren hat. Ich soll die Zeitung in Mißcredit gebracht haben? Seine eigenen boshaften Artikel haben es gethan, die Gesinnungslosigkeit, die in jeder Nummer sich breit machte, hat ihr den Todesstoß gegeben."

„Chacun a son goût!" spottete Schandow, nachlässig mit seinem Augenglase spielend. „Der

Flug des Geistes ist nichts für die prosaischen Krämerseelen."

„Sie werden sich über diese Krämerseelen nun am längsten geärgert haben!" rief der Stadtrath entrüstet. „Ich frage Sie, ist es wahr, daß Sie meine Frau veranlaßt haben, für Ihre Schulden zu bürgen?"

Der junge Herr zuckte geringschätzend die Achseln, aber vor dem durchbohrenden Blick seines Schwiegervaters schlug er doch die Augen nieder.

„Sie glauben am Ende, ich habe sie dazu gezwungen?" fragte er höhnend.

„Nein, ich kenne meine Frau besser, als daß ich das glauben könnte! Aber Sie haben ihr blauen Dunst vorgeschwindelt und sie mit verbundenen Augen in die Falle geführt!"

„Hm, Sie sind ja durchaus nicht verpflichtet, diese Bürgschaft anzuerkennen!" erwiderte Schandow, dessen Ruhe und Gelassenheit einen scharfen Gegensatz zu der fieberhaften Erregung des kleinen Herrn bildeten. „Was wollen Sie? Ohne die Einwilligung, respective Bevollmächtigung ihres Gatten hat die Frau gesetzlich kein Recht —"

„Ah, — Sie haben also von vorne herein die Absicht des Betruges im Auge gehabt!" fiel der Stadtrath ihm aufwallend in's Wort. —

Sie Erzlump! Nachdem Sie sich durch die Bürgschaft meiner Frau neuen Credit verschafft haben leben Sie herrlich und in Freuden, der Champagner fließt in Strömen, und die Nacht wird zum Tage gemacht! Und dabei hegen Sie im Stillen die Absicht, Diejenigen, welche so gutmüthig sind, Ihnen zu borgen, zu betrügen?"

„Keineswegs!" lachte Schandow. „Ich hege sogar die Ueberzeugung, daß Sie Alles berappen werden! Es wäre für das Publikum ein außerordentlich interessantes Schauspiel, Madame Hammer vor den Schranken des Gerichts zu sehen, angeklagt, die Schulden ihres Schwiegersohnes zu decken, — neben ihr den Herrn Stadtrath —"

„Herr, treiben Sie Ihre Bosheit nicht noch weiter, oder ich vergreife mich an Ihnen!" rief der kleine Herr, abermals den Stock erhebend. „In's Zuchthaus könnte ich Sie bringen, wenn ich es wollte! — — Sie werden mir alle diejenigen Gläubiger nennen, bei denen meine Frau sich für Sie verbürgt hat, damit ich diesen Leuten sagen kann, daß die Bürgschaft mit dem heutigen Tage erloschen ist, Sie werden sodann die Stadt verlassen und zwar allein, Fränzchen kehrt zu mir zurück. Wollen Sie das?"

Ein frecher, herausfordernder Blick traf durch

x) ganz richtig!

die Gläser des Nasenquetschers den Stadtrath, der auf und nieder wanderte, um seiner Erregung Herr zu werden.

„Ist das eine polizeiliche Ausweisung?“ fragte Schandow mit beißendem Hohn. „Sie allein haben nicht das Recht, sie zu decretiren, mir liegt also auch nicht die Pflicht ob, diesem Befehl Folge zu leisten!“

„Sie wollen nicht?“

„Hm — ich sehe nicht ein, weshalb ich mich einem ungerechten Zwang fügen soll.“

„Wohlan, so werde ich morgen öffentlich bekannt machen, daß ich für Ihre Schulden nicht hafte, und daß die Bürgschaft, welche Sie von meiner Frau erschwindelt haben, von mir nicht anerkannt wird. Ja, mein Herr, das werde ich thun, — lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende! Da man Sie, Ihre Lebensweise und Ihre Gesinnungen sehr genau kennt, wird diese Erklärung nur Sie, nicht uns compromittiren! Ich werde außerdem sofort die Ehescheidungsklage im Namen meiner Tochter einreichen, wenn Sie sich nicht den Bedingungen fügen, die zu stellen ich nöthig finde. Nun wählen Sie!“

Fränzchen eilte in die Arme ihres Vaters,

der Stadtrath hielt sein weinendes Kind umschlungen und küßte sie auf die Stirne.

Schandow, dessen Lippen noch immer das boshafte, höhnende Lächeln umspielte, öffnete sein Portefeuille und nahm aus demselben einen Brief, den er langsam entfaltete.

„Noch ehe Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenkten, hatte ich den Entschluß gefaßt, dieses Nest zu verlassen,“ sagte er kalt. „Lesen Sie selbst, welchen Werth man auf meine Feder legt! Hier ist der Engagementsvertrag, man bietet mir für Correspondenz- und andere Artikel ein bedeutendes Honorar —“

„Gratulire!“ fiel der Stadtrath ihm barsch in's Wort. „Das heißt, Ihrer Frau und mir gratulire ich, den, der diesen Vertrag mit Ihnen geschlossen hat, bedaure ich.“

„Gerade er macht ein gutes Geschäft! Sie haben wahrscheinlich meine ersten Artikel nicht gelesen, Sie interessiren sich ja für dergleichen nicht, — ich kann Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß diese Artikel Aufsehen erregt haben. Wenn sie mir auch keinen Ruhm einbringen, da sie anonym erscheinen, so —“

„Anonym!“ rief der kleine Herr. „Ja, das ist so Ihre Art und Weise! Na, meinet-

wegen! Aber Fränzchen bleibt hier, sie wird Sie nicht begleiten."

„Ich glaube, darüber hat nur sie zu bestimmen," erwiderte Schandow mit einem fragenden Blick auf die junge Frau, die ablehnend das Haupt schüttelte. „Ich werde sie nicht überreden, mich zu begleiten, sie wird jedenfalls gut thun, so lange hier zurückzubleiben, bis ich einen festen Wohnsitz gefunden habe. Wenn sie dann nachkommen will, so werde ich nichts dagegen einzuwenden finden."

„Ich glaube, es ist besser, wenn unsere Wege getrennt bleiben," sagte Fränzchen leise, aber im Tone der Entschlossenheit. „Wir passen nicht zueinander, unsere Anschauungen weichen zu sehr von einander ab, überdies sind Deine eignen Bedürfnisse zu groß, als daß Deine Einnahme hinreichen könnte, die Kosten einer Haushaltung zu bestreiten."

„Ja freilich," fügte der kleine Herr mit einem Blick unsaglicher Verachtung hinzu, „so lange Sie dieses Leben führen, werden Sie nie auf einen grünen Zweig kommen! Ich prophezeihe Ihnen, daß Sie in dem Schlamme ersticken werden, in welchem Sie bereits stehen."

Schandow hatte sich erhoben, er verabschiedete

sich von den Beiden mit einer spöttischen Verbeugung und verließ das Zimmer.

„Du kommst zu uns," sagte der Stadtrath, indem er seine Tochter umarmte, „ich weiß sehr wohl, wie hart es Dir sein muß, auf Deine Selbstständigkeit und den eignen Herd Verzicht zu leisten, aber ich sehe keinen andern Weg, und einer liebevollen Aufnahme darfst Du versichert sein."

„Die Mutter giebt mir Unrecht!" klagte Fränzchen.

„Sie wird es nicht mehr thun, wenn ich ihr die Augen öffne, sie muß ja einsehen, daß sie ihr Vertrauen einem Menschen geschenkt hat, der Verachtung verdient. Ach — es ist nicht mehr so in unserm Hause, wie es früher war, und ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß der Friede aus ihm geschwunden ist, seitdem Schandow sich bei uns einnistete. Hugo hat uns nun auch verlassen, er wird die Seiltänzerin heirathen. Wenn er glücklich mit ihr wird, dann — — na, dann kann ich ihm nicht verargen, daß er diese Wahl getroffen hat! Triff Deine Vorbereitungen, Fränzchen, verschwende keine Worte weiter an Deinen Mann, pack'

Deine Siebensachen ein, ich werde sie heute Abend holen lassen."

„Warten wir damit, bis er fort ist," bat die junge Frau. „Er hat mir vorhin, ehe Du kamst, gesagt, morgen früh wollte er abreisen."

„Gut — wie Du willst," nickte der kleine Herr, während er sich der Thür näherte. „Morgen also! Ich schicke Dir unsern Knecht und bereite inzwischen die Mutter vor. Sollte er Dir aber noch ein böses Wort sagen, dann verlaß ihn augenblicklich, er wird nicht wagen, Dir in unser Haus zu folgen. Adieu, mein Kind!"

Er nickte ihr noch einmal freundlich zu, reichte ihr die Hand und ging dann rasch hinaus.

Achtes Kapitel.

Es war dem Possenreißer mit leichter Mühe gelungen, dem Vagabund die nöthigen Werkzeuge zu verschaffen.

Der Schließer, der in ihm nur einen geheimen Agent der Polizei sah, hatte nicht die leiseste Ahnung davon, daß er betrogen, und das Vertrauen des Herrn Bürgermeisters in so frecher Weise mißbraucht wurde.

Er schenkte den Behauptungen dieses geheimen Agenten vollen Glauben und hielt es in Folge dessen für unnöthig, den Gefangenen schärfer zu bewachen, wie jeden andern Verhafteten, der eines geringen Vergehens wegen hinter Schloß und Riegel gebracht worden war.

Dem Vagabund erleichterte dies die Ausführung seines Vorhabens, er begann unverzüglich damit, sobald er die Werkzeuge besaß, und

da Mathias für eine vortreffliche Feile Sorge getragen hatte, auch die Eisenstäbe vor dem Fenster ziemlich dünn waren, so konnte Simmer schon in der nächsten Nacht seine Zelle verlassen.

Den kleinen Strick, dessen er bedurfte, um sich aus dem Fenster niederzulassen, flocht er aus der starken Leinwand seines Strohsacks, die schadhaften Stellen in der keineswegs hohen Mauer erleichterten ihm das Hinübersteigen.

So fand der Schließer am nächsten Morgen die Zelle leer, er eilte sofort zu dem Bürgermeister, um ihm die Nachricht zu bringen.

Der Bürgermeister ging darauf zu seinem Bruder und machte ihm den Vorwurf, daß er die Flucht des Vagabunds begünstigt habe.

Onkel Hubert wies diesen Vorwurf zurück, aber er mußte der Behauptung, daß Mathias dem Entflohenen die nöthigen Werkzeuge verschafft habe, beipflichten.

Daraus zog er den Schluß, daß der Possenreißer vorgezogen habe, mit dem Vagabund gemeinsame Sache zu machen, und dieser Schluß führte hinwiederum zu der Vermuthung, daß man den Entsprungenen da finden werde, wo Mathias sich aufhalte. Nun war Monsieur Herkules bei der Mutter Wanda's gewesen, er

wußte, wo das Weib wohnte, Onkel Hubert hegte die Ueberzeugung, daß man bei ihr den Vagabund und Mathias finden werde.

Er schickte Timm aus und ließ Binder rufen, dann bat er seinen Bruder, ihm den Amtsboten zu schicken.

Der Bürgermeister wollte mehrere Polizeibeamte hinausschicken, aber Onkel Hubert rieth davon ab; wenn Monsieur Herkules Scharf begleite, so werde das genügen, sagte er, Binder nehme es allein mit den Beiden auf, und es sei besser, wenn man jedes unnöthige Aufsehen vermeide.

Es wurde Mittag, ehe Binder und Scharf sich in dem Hause des alten Herrn einfanden, dem Schließer war inzwischen die strengste Verschwiegenheit anbefohlen worden.

Monsieur Herkules schüttelte freilich zu den Vermuthungen Onkel Hubert's sehr bedenklich das Haupt, aber er erklärte sich dennoch ohne Zögern bereit, den Amtsboten zu unterstützen.

Der alte Herr versprach Beiden eine ansehnliche Belohnung für die Wiedereinbringung des Entsprungenen, verzichtete aber auf die Verhaftung des Possenreißers, weil er fürchtete, sich und seinen Bruder zu compromittiren, wenn es

öffentlich bekannt würde, welches Vertrauen sie diesem Menschen geschenkt hatten.

Scharf wollte die Verfolgung allein übernehmen, die Begleitung Binder's, den er gründlich haßte, war ihm unbequem, aber dem Befehl des Bürgermeisters mußte er Folge leisten, und Monsieur Herkules, dessen Groll längst verraucht war, versöhnte bald das gekränkte Ehrgefühl des Amtsboten dadurch, daß er anscheinend ihm allein überließ, die nöthigen Maßregeln zu treffen, während er nur dann und wann sich erlaubte, ihm einen praktischen Rath oder einen beherzigenswerthen Wink zu geben. Inzwischen hätte Simmer sich längst aus dem Staube machen können, wenn er nicht durch die Habsucht zurückgehalten worden wäre.

Er hatte keine Ahnung davon, daß Mathias ein Werkzeug der Herren Felsen sein könne, er vertraute ihm, weil ihm durch die Hülfe dieses Mannes die Flucht ermöglicht worden war, er wollte sich nun auch seiner bedienen, um sein Geheimniß zu verkaufen.

Auf beträchtlichen Umwegen gelangte er in das Dorf, in welchem Mathias und Jeannette wohnten, er traf den Ersteren nicht zu Hause.

Mathias war am Morgen in die Stadt ge-

gangen, um einige Einkäufe zu machen, er erwartete den Vagabund erst in der nächsten Nacht; daß demselben die Flucht so rasch gelingen werde, vermuthete er nicht.

Der Vagabund wartete bis zum Mittag in der Schenkstube, und als Mathias jetzt erschien, hatten die Entschlüsse Simmer's eine wesentliche Aenderung erfahren.

Der Verdacht, daß der bucklige Possenreißer ihn betrügen könne, war in seiner Seele erwacht, und je länger er diesem Verdacht nachsann, desto tiefer faßte derselbe Wurzel.

Und als nun Mathias vor ihm stand, fand der Vagabund in dem Gaunergesicht seines Verbündeten einen weiteren Anhaltspunkt für seinen Argwohn, dieses Gesicht war für ihn eine Warnungstafel, deren Inschrift ihn zur Vorsicht mahnte.

„He — seid Ihr schon lange hier?“ fragte Mathias bestürzt. „So rasch hatte ich Euch nicht erwartet!“

Simmer blickte forschend den Fragenden an, es schien, als ob er in die geheimsten Gedanken desselben eindringen wollte.

„Ich sagte Euch ja, daß es ein Kinderspiel sei,“ erwiderte er. „Wo war't Ihr?“

„In der Stadt!“

„Hörtet Ihr dort nicht, daß —“

„Nichts — gar nichts; Ihr seht ja, wie sehr es mich überrascht, Euch hier zu finden.“

Der Vagabund nickte, Mathias holte ein Glas und füllte es aus dem Kruge, der auf dem Tische stand.

„Wir müssen nun rasch handeln,“ fuhr er fort, „lange dürft Ihr hier nicht bleiben, man wird Euch überall suchen, und zum zweiten Male könnte ich Euch nicht helfen.“

„Man wird mich suchen, aber so rasch nicht finden,“ entgegnete Simmer gelassen, „ich bin ruhig. Uebereilen wir nichts, wenn man ein gutes Geschäft machen will, muß man es vorher reiflich überlegen.“

„Ich meine, dazu hättet Ihr Zeit genug gehabt,“ sagte Mathias ungeduldig. „Nennt mir die Personen, für die das Geheimniß Werth hat, und vertraut mir das letztere an, für das Uebrige laßt mich sorgen.“

„Meint Ihr, es sei so leicht?“

„Das müßt Ihr besser wissen, wie ich!“

„Natürlich, aber Ihr sprecht, als ob —“

„Kommen wir endlich einmal zur Sache!“ fuhr Mathias ärgerlich auf. „Ich habe mein Wort

gehalten, nun haltet Ihr es auch! Ob es leicht ist oder nicht, ich werde es ausführen."

Der Vagabund blickte schweigend vor sich hin, der Aerger und die Ungeduld seines Verbündeten bestärkten ihn in seinem Mißtrauen.

„Oder wollt Ihr nun allein das Geschäft machen?" fragte Mathias spottend.

„Das Beste wäre dies allerdings," erwiderte Simmer, „ich wäre dann doch sicher —"

„Holla, stehen die Sachen so?" rief Mathias erbost. „Ist das der Dank für mein Vertrauen und meine Freundschaft?"

„Ereifert Euch nicht," fuhr Simmer gelassen fort, „Ihr habt keine Ursache dazu! Weshalb habt Ihr mir geholfen? Aus Freundschaft? Das macht einem Andern weiß, aber mir nicht! Ihr habt es gethan, weil Ihr ein schönes Stück Geld zu verdienen hofftet, das war der einzige Grund."

„Das leugne ich nicht."

„Na, und nun werdet Ihr kein Bedenken tragen, mich zu betrügen, wenn Ihr dadurch das Doppelte verdienen könnt. Gebe ich Euch das Geheimniß preis, so geht Ihr hin und verkauft es zum höchsten Werth, ich kann nicht mit Euch gehen und Euch festhalten, wenn Ihr mit dem Gelde auskneifen wollt."

„Ah — das fürchtet Ihr?“ fragte Mathias, aus dessen tückischen Augen flammende Blitze auf das aufgedunsene Gesicht des Vagabunds schossen. „So wenig vertraut Ihr mir? Ich werde hierher zurückkehren und ehrlich mit Euch theilen, was ich erhalten habe.“

Simmer zuckte mit den Achseln, als ob er sagen wolle, dieses Versprechen habe für ihn nicht den mindesten Werth.

„Zudem seid Ihr auch nicht der Mann, der mit reichen und angesehenen Herren unterhandeln kann!“ erwiderte er.

„Ich glaube, das so gut und vielleicht noch besser zu können, wie Ihr!“ wallte Mathias auf.

„Habt Ihr den Muth, mit dem Bürgermeister um den Preis für das Geheimniß zu feilschen?“

„Wehalb nicht?“

„Bah, ich kenne die Leute Eures Schlages besser. Vor dem Amtsschreiber lauft Ihr schon davon, Eure Papiere sind nie in Ordnung, und das böse Gewissen läßt Euch auch keine Ruhe. Wenn der Bürgermeister Euch scharf ansähe, nähmt Ihr die Thür in die Hand, — nein, Ihr seid nicht der Mann dazu!“

„Dann geht selbst zu ihm und bietet ihm

das Geschäft an," spottete Mathias, dessen Blick jetzt lauernd auf dem Vagabund ruhte, „er wird sich freuen, Euch wieder zu sehen."

„Ja, wenn nur das nicht wäre!" nickte Simmer gedankenvoll. „Ich wollte schon mit ihm fertig werden!"

„Also mit ihm müßte ich unterhandeln?" forschte der Possenreißer. „Wie viel soll ich fordern?"

„Ach was, ich habe keine Lust, Euch in meine Goldgrube zu schicken," sagte der Vagabund ärgerlich, indem er sich erhob. „Ich bin zu fest überzeugt, daß Ihr nicht zurückkehren würdet, als daß ich Euch mein Vertrauen schenken könnte! Da ist es besser, ich warte eine bessere Zeit ab, oder ich mache das Geschäft schriftlich ab."

„Von hier aus natürlich — wie?"

„Narr, mir eilt es so sehr nicht, obschon ich das Geld sehr gut gebrauchen könnte, ich werde warten, bis ich jenseits der Grenze bin."

„Und wenn sie Euch einfangen?"

„Dann lasse ich's kommen, wie es will! Ich werde schweigen, bis ich wieder in Freiheit bin."

Der Vagabund hatte sich erhoben, aber auch Mathias war von seinem Sitz aufgesprungen;

mit zornflammendem Blick stand er vor seinem Verbündeten, der ihm die Freiheit verdankte.

„Ihr seid ein elender, erbärmlicher Wicht!" sagte er, zitternd vor Wuth, „ich habe mich für Euch Gefahren ausgesetzt, Euch den Weg zur Flucht gebahnt, nun Ihr frei seid, gebt Ihr mir einen Tritt! Was hindert mich, Lärm zu machen und den Leuten zu sagen, daß Ihr ein entsprungener Verbrecher seid? Sie werden Euch festhalten, bis die Polizei kommt, dann sitzt Ihr wieder in dem Käfig, und zum zweiten Male werdet Ihr keine hülfreiche Hand finden, die das thut, was ich für Euch gethan habe!"

„Was Euch daran hindert?" spottete Simmer. „Die Furcht vor der Strafe, weiter nichts! Ruft die Leute, ich werde ihnen sagen, daß Ihr mir behülflich gewesen seid, es wäre ein Wunder, wenn Ihr nicht mit mir in den Käfig hinein spaziertet. Ihr werft mir Undank vor! Ich würde Euch meinen Dank beweisen, wenn ich Euch vertrauen könnte. Ich will mit der Frau darüber berathen, vielleicht findet sie einen Weg, auf dem wir alle Drei das Geschäft machen können."

„Sie?" rief Mathias überrascht. „Sagtet Ihr nicht damals, die Enthüllung des Geheimnisses werde sie in's Zuchthaus bringen?"

„So sagte ich, aber es gehen mehr Wege an dem Zuchthause vorbei, als hinein, es kommt darauf an, welchen man einschlägt."

„Mit der werdet Ihr schwerlich zurechtkommen, sie ist eine eigensinnige, trotzige Person. Zudem müßte dann der Gewinn unter Drei getheilt werden."

„Besser ein Dritttheil, als gar nichts!"

„Damit spielt Ihr wieder auf mich an. Ich will Euch einen Vorschlag machen, der Euch sicher stellt. Wir warten bis zum Abend, dann begleitet Ihr mich in die Stadt. Ich gehe zum Bürgermeister, Ihr wartet in der Nähe des Hauses, bis ich zurückkomme. Dann kann ich Euch nicht mehr entwischen, wir theilen das Geld, und Ihr könnt augenblicklich weiter marschiren."

„Wenn die Sache so rasch abgemacht wäre, könnte ich mir den Vorschlag gefallen lassen," erwiderte Simmer, „aber der Bürgermeister will vorher Beweise haben."

„Könnte ich sie ihm nicht geben?"

„Ja, aber ich fürchte, sie würden ihm nicht genügen. Ueberdies wäre es sehr wahrscheinlich, daß man mich in meinem Versteck entdecken und verhaften würde, — glaubt Ihr das nicht?"

„Nein!"

„Bah, es läge ja in Eurem Vortheil, Ihr könntet die ganze Summe behalten."

Der Vagabund drängte Mathias beiseite und schritt rasch hinaus, er hatte bereits die Treppe erreicht, als der Possenreißer die Schenkstube verließ, um ihm zu folgen.

Simmer stieg hastig die Treppe hinauf, die erste Thür, die er öffnete, führte in das Zimmer Jeannette's.

Er trat ein, und verschloß hinter sich die Thür.

Jeannette hatte sich bestürzt von ihrem Stuhle erhoben, ihr Blick ruhte stier auf dem aufgedunsenen Gesicht des Vagabunds.

„Was wollt Ihr hier?" fragte sie, und ihre zitternde Stimme verrieth die Angst, welche dieser Besuch ihr einflößte. „Woher kommt Ihr? Was führt Euch zu mir?"

„Das sind viele Fragen in einem Athemzuge!" sagte Simmer gelassen, während er einen Stuhl an den Tisch rückte und der Frau gegenüber Platz nahm. „Ihr dachtet, ich sei drüben gestorben und verdorben, — wie?"

„Ei, freilich, — mußte man es nicht denken?"

„Bah, Unkraut vergeht nicht, Ihr habt das Beispiel an Euch selbst!"

„Aber weshalb seid Ihr zurückgekommen?"

„Um Geld zu verdienen!"

Die Blicke Beider begegneten sich, Jeannette ballte zornig die fleischigen Hände, die Lippen Simmer's umspielte ein höhnischer, trotziger Zug.

„Das Schicksal hat uns Beide nicht auf Rosen gebettet," fuhr der Vagabund fort, während er seinen Blick prüfend durch das kahle Zimmer schweifen ließ. „Ihr habt inzwischen Euren Mann und durch dumme Streiche auch Euren Verdienst verloren."

„Wer hat Euch das gesagt?" fragte Jeannette.

„Der bucklige Kerl, Euer Factotum."

„Der Mathias? Er ist ein Lump, ein Schuft —"

„Ruhig — ich weiß das, er ist nicht besser und vielleicht auch nicht schlechter, wie wir Beide es sind. Er hat mir einen Dienst geleistet, dafür verlangt er etwas, was ich ihm nicht geben mag."

„Das Geheimniß!" warf Jeannette mit gedämpfter Stimme ein.

„So ist es! Hat er mit Euch darüber gesprochen?"

„Früher schon, als er zum ersten Male mit

Euch zusammentraf. Weshalb habt Ihr ihn neugierig gemacht?"

Der Vagabund stützte das struppige Haupt auf die Arme und blickte das Weib scharf an.

„Das Geheimniß!" sagte er. „Wie kommt es, daß es noch immer ein Geheimniß ist?"

Jeannette zuckte mit den Achseln, den glühenden Blick konnte sie nicht ertragen, sie mußte das Gesicht abwenden.

„Wie es kommt?" erwiderte sie. „Ich hatte keine Lust, es zu enthüllen."

„Ja, das glaube ich."

„Und Ihr werdet es auch nicht thun!"

„He, — wer will es mir verbieten?"

„Ich nicht, ich kann Euch nicht abhalten, aber Ihr werdet es nicht thun, weil Ihr zu gut wißt, daß man Euch fragen würde, weshalb Ihr es damals nicht gethan habt. Man würde Euch der Mitschuld anklagen —"

„Holla, Ihr wollt mich in Angst jagen, aber das wird Euch nicht gelingen!" spottete der Vagabund. „Weshalb ich es damals nicht gethan habe? Das erklärt sich leicht. Hört mich an, wir müssen zuvor einige Klarheit in die Sache bringen, dann wollen wir sehen, ob wir gemeinschaftlich handeln können."

In den Augen Jeannette's leuchtete es auf, sie füllte das Glas, welches vor ihr stand, und schob es dem Vagabund hin, der es hastig leerte.

„Handeln? Was ist hier zu handeln?" fragte sie. „Ich habe keine Lust, mein Leben im Gefängniß zu beschließen."

„Ihr würdet es da nicht schlechter haben, wie Ihr es jetzt habt," spottete Simmer, „aber habt keine Furcht, wir werden schon einen Weg finden. Wenn ich dem buckligen Schuft vertrauen könnte, würde ich Euch ganz aus dem Spiele lassen. Also zur Sache! Es war vor siebenzehn Jahren, als meine Frau sich das Leben nahm, ist es nicht so?"

„Ich glaube!"

„Siebenzehn Jahre! Eine lange Zeit, und doch, wie rasch ist sie verstrichen! Meine Frau kannte Euch, wie wurde sie mit Euch bekannt?"

„Sie sprach mich einmal an, als ich an einem Nachmittage vor meiner Bude saß. Sie ging mit dem Kinde spazieren, ich glaube, sie wäre auf der Stelle eine Seiltänzerin geworden, wenn sie Talent dazu gehabt hätte."

Der Vagabund nickte nachdenklich.

„Sie war immer etwas leichtsinnig, und es rollte heißes Blut in ihren Adern," sagte er, „wenn sie Geld gehabt hätte, wäre sie gewiß in

die weite Welt hinausgewandert. Na, es war im Ganzen gut, daß sie ihre Last zu tragen hatte."

„Dafür sorgtet Ihr!"

„Bah, es war der geringste Theil der schweren Last, die sie trug. Sie hatte mich lieb bis zu ihrem Ende, das weiß ich, und es war ihre Schuld nicht, daß ich das Wirthshaus nicht lassen konnte, sie trieb mich nicht hinein. Ich war ein geschickter Arbeiter, ich hätte Arbeit genug bekommen können, und wir würden uns gewiß ein hübsches Vermögen erworben haben, wenn nicht der Satan in mir gewesen wäre! Meine Frau hat's gewußt, wie ich mit diesem Satan gekämpft habe, sie wußte auch, daß ich unterliegen mußte. Bah, ich hab' noch Keinen gekannt, der einen solchen Teufel bezwungen hätte! Nein, Frau, die größte Last war das Sklavenjoch, welches auf meinem Weibe lag! Ich hab's ihr gesagt, das Joch würde sie in Verzweiflung bringen, ich hab' ihr abgerathen und bin nicht müde geworden, sie zu warnen, aber es war Alles umsonst. Eines Abends, als ich heimkehrte, war sie verschwunden, sie hatte sich als Wärterin bei den Felsens vermiethet."

„Und bei denen fand sie die Hölle auf Erden," schaltete Jeannette ein.

„Das ist die Wahrheit, die Hölle auf Erden! Die Frau hat sie schlimmer behandelt wie eine Sklavin, sie ließ an ihr jede üble Laune aus, und als sie ihre Dienste nicht mehr bedurfte, gab sie ihr den Tritt."

„Das hat sie mir geklagt, schon in dem Jahre vorher, als wir miteinander bekannt wurden. Sie hatte dieser Frau Rache geschworen."

„Aber es lag nicht in ihrer Absicht, eine solche Rache zu nehmen —"

„Nicht?" fragte das Weib spöttisch. „Na, ich meine doch, wenn es nicht ihre Absicht gewesen wäre —"

„Nein!" fiel Simmer ihr scharf in's Wort. „Ich weiß es besser!"

„Holla, hat sie mich nicht gefragt, ob ich Gefallen an dem Kinde fände, und ob ich es aufnehmen wolle? Hat sie nicht mit mir lang und breit darüber gesprochen, wie einem solchen Kinde das Tanzen auf dem Seile beigebracht werde? Haben wir nicht oft Stunden lang darüber berathen, was Alles geschehen müsse, um jede Spur zu verwischen? Es sollte scheinbar verunglückt sein, das Hütchen am Wasser gefunden werden; davon, daß Eure Frau sich das Leben nehmen wollte, ist nie die Rede gewesen.

Uebrigens glaubte ich schon damals zu entdecken, daß Eure Frau nicht mehr so ganz bei Vernunft war."

„Das war die Schuld der Felsens!" rief Simmer erbost. „Sie haben sie in die Verzweiflung getrieben! Aber Alles, was Ihr da sagt, ist falsch, oder meine Frau hat in den letzten Tagen vor ihrem Ende einen andern Entschluß gefaßt. Wartet, ich werde Euch das beweisen."

Der Vagabund riß in dem Futter seines Rockes eine Naht auf und brachte ein vergilbtes Stück Papier zum Vorschein, welches er zwischen Tuch und Futter aufbewahrt hatte.

„An jenem Tage, an welchem sie in's Wasser sprang, kam ich spät in der Nacht heim. Ich legte mich hin und schlief, ohne vorher Licht anzuzünden; als ich am andern Morgen erwachte, sah ich auf dem Tische dieses Papier liegen. Ihr werdet es schwerlich lesen können, die Schrift ist halb verwischt, — na, ich will Euch sagen, was es ist. Meine Frau hatte mir dieses Schreiben hinterlassen, sie schrieb mir, das Leben sei ihr zur Last, sie wisse nicht, wo sie nun ein Unterkommen finden solle. Sie verlasse das Leben ohne Groll gegen mich, aber an der, die sie so

sehr gepeinigt habe, wolle sie sich rächen. Sie habe Euch das Kind übergeben, ich möge einige Tage warten, bis die Angst und Sorge der Eltern auf's Höchste gestiegen sei, und dann den Felsens sagen, ich wolle ihnen das Kind wiederschaffen, wenn sie mir eine namhafte Summe zahlten. Na, im Anfang schien es mir kein schlechtes Geschäft zu sein, und den Felsens gönnte ich die Angst, sie hatten ja auch mein Weib gemartert und in den Tod getrieben."

„Und ich sollte betrogen werden!" rief Jeannette entrüstet. „Ich hätte den Kopf in's Loch halten sollen!"

„Unsinn! Ihr war't so schlau, schon am andern Tage die Bude abzureißen und zu verduften! Es wundert mich wahrhaftig, daß die Leute nicht an Euch gedacht haben."

„Das Kind hätten sie nicht bei uns gefunden, es war zu gut versteckt."

„Kann's mir denken! Aber daß Ihr selbst nicht auf den Einfall kamt, es den Felsens zu bringen!"

Wieder zuckte Jeannette mit den Achseln.

„Ich hatte Eurer Frau versprochen, aus dem Kinde eine Seiltänzerin zu machen," erwiderte sie, „zudem dachte ich, später könne man mehr fordern."

„Und später erging es Euch wie mir, Ihr war't zu bange, das Geheimniß zu enthüllen. Nachdem einige Tage verstrichen waren und man nun allgemein glaubte, das Kind sei ertrunken, fragte ich mich, wie ich mich herausfressen sollte, wenn man mir vorwerfe, ich habe das sofort den Felsens mittheilen müssen. Forderte ich Geld für das Geheimniß, so konnte man mich des Einverständnisses mit Euch und meiner Frau beschuldigen, man konnte mich der Erpressung anklagen, und wenn einmal ein solcher Proceß begonnen ist, dann weiß man nie, wie er endet. Forderte ich kein Geld, so hatte ich nichts davon, und ich haßte die Leute, ich mochte ihnen keinen Gefallen erzeigen. Ich dachte darüber so lange nach, bis wieder einige Tage verstrichen waren, dann erfaßte mich die Angst, ich meinte, in jedem Augenblick müsse die Polizei kommen, um mich zu verhaften. Ich wollte Euch aufsuchen, aber ich konnte nicht erfahren, wohin Ihr gewandert wart, ein lustiger Gesell, den ich unterwegs traf, verleitete mich zu schlechten Streichen, und so kam es, daß ich schließlich froh sein mußte, als ein Schiffscapitain mir für Matrosendienste freie Fahrt anbot.''

„Und jetzt seid Ihr wieder da,'' sagte Jean=

nette, „jetzt, nach siebenzehn Jahren, wollt Ihr Felsens ihr Kind zurückgeben?“

„Ja, das will ich, wenn sie mir ein schönes Stück Geld dafür zahlen.“

Das Weib lachte höhnisch.

„Narr!“ spottete sie. „In's Gefängniß werden sie Euch werfen. Wißt Ihr nicht, daß der Vater des Kindes inzwischen Bürgermeister geworden ist?“

„Was thut das!“

„Wahrhaftig, der Branntwein hat Euren Verstand zerrüttet. Ein Bürgermeister in einem solchen Nest hat eine Gewalt, die Ihr —“

„Und wenn er König geworden wäre, er wird gern ein Opfer bringen, um sein verlorenes Kind wieder zu erhalten.“

„Und wir?“

„Wir bedingen uns aus, daß wir nicht verfolgt werden dürfen! Ist das Mädchen nicht ehrbar und tugendhaft geblieben? Euch verdankt sie es freilich nicht, aber —“

„He, Mathias hat Euch genau unterrichtet, wie es scheint,“ unterbrach Jeannette ihn sarkastisch. „Ja, das Mädchen macht ihnen keine Schande, mir aber hat es Aerger genug bereitet. Zur Seiltänzerin ließ es sich nicht ausbilden,

mein Mann hatte einen Narren an ihm gefressen, er riß mir die Peitsche aus der Hand, wenn ich das eigensinnige Kind zwingen wollte, mir zu gehorchen. Schließlich verlegte sie sich auf die Hunde-Dressur; es war ein schlechtes Geschäft; wenn das Mädchen nicht so schön gewesen wäre, hätten wir keinen feinen Herrn in unsrer Bude gesehen."

„Und die feinen Herren waren Euer Unglück!"

„Hol' sie allesammt —"

„Ruhig, Frau, wenn Eure Teufelspläne gelungen wären, hätte der Teufel ein Recht, Euch bei lebendigem Leibe zu holen!"

Jeannette warf dem Vagabund einen flammenden Blick zu, aber Simmer zuckte, heiser lachend, die Achseln und füllte das Glas.

„Wo ist das Mädchen jetzt?" fragte er.

„Was kümmert es Euch?" erwiderte das Weib trotzig.

„Oho! denkt Ihr, wenn ich es wissen will, würde ich es nicht erfahren? Glaubt Ihr, so lange ich es nicht wisse, könne ich keinen Gebrauch von dem Geheimniß machen? Seid vernünftig und macht gemeinschaftliche Sache mit mir, dann gewinnen wir Beide. Wollt Ihr es

nicht, so seid Ihr die einzige Person, die verliert! Ihr habt sie Wanda getauft?"

Jeannette nickte, sie erwog im Geiste die Vortheile, die sie sich sichern konnte, wenn sie den Vorschlag Simmer's annahm.

„In welcher Weise würdet Ihr Euer Vorhaben ausführen?" fragte sie nach einer Pause.

„Ihr könntet einige Zeilen an Felsen schreiben und ihn ersuchen, hierher zu kommen."

„Das wäre nutzlos."

„Bah, die Neugier —"

„Ich wiederhole Euch, er würde nicht kommen!"

Der Vagabund blickte betroffen das Weib an.

„Ihr habt schon in Unterhandlung mit ihm gestanden?" fragte er scharf.

„Nicht mit ihm, mit seinem Bruder."

„Ah — mit dem? Habt Ihr's mit ihm verdorben?"

„Gründlich."

„Das schadet nichts, ich werde Euch sagen, wie Ihr den Brief abfassen müßt, dann wird er kommen. Wir unterhandeln besser mit ihm, als mit dem Bürgermeister."

„Kennt Ihr ihn?"

„Nein."

„So könnt Ihr auch diese Behauptung nicht aufwerfen.“

„Ich meine denn doch, meine Behauptung stütze sich auf gute Gründe,“ spottete Simmer, „der Bürgermeister hat die Macht, Euch verhaften zu lassen, er kann es selbst thun, die Leute hier im Dorfe werden ihm sofort zu Willen sein und Euch die fetten Arme zusammenschnüren. Das kann sein Bruder nicht, und deshalb ist es besser, wir unterhandeln mit ihm.“

„Wenn er kommt!“

„Er wird kommen! Ihr sprecht allein mit ihm und stellt vorher die Bedingungen fest.“

„Straffreiheit.“

„Und tausend Thaler Courant. Wir theilen das Geld.“

„Glaubt Ihr, daß er es direct mitbringen wird?“

„Nein, das glaube ich nicht, aber er wird es holen. Seid unbesorgt, Frau, ich kenne die Menschen; ich sage Euch, wenn er hört, worum es sich handelt, wird er jedes Opfer bringen, um Euch die Zunge zu lösen.“

Jeannette blickte den Vagabund lauernd an. Es war ihr nicht wohl in seiner Nähe, je länger sie ihn betrachtete, desto widerwärtiger erschien ihr sein Gesicht.

Sie mußte sich fragen, was geschehen würde, wenn Felsen auf ihre Bedingungen einging und ihr das Geld zahlte?

Sie las als Antwort darauf in diesem Gaunergesicht, daß Simmer vor keinem Mittel, nicht vor einem Morde zurückbebte, wenn es galt, seine Habsucht zu befriedigen.

Konnte er sich nicht mit Mathias verbündet haben, um sie zu ermorden, wenn das Geld in ihren Händen war?

Sie war überzeugt, daß er irgend eine Verabredung mit dem Possenreißer getroffen hatte, und daß es ihr nicht gelingen werde, die Pläne, welche die Beiden im Schilde führten, eher zu erfahren, als bis der Augenblick der Ausführung gekommen war.

Auf der andern Seite ängstigte sie die Besorgniß vor dem Zorn der Familie Felsen.

War es nicht natürlich, daß diese Familie an ihr Rache nahm für all' den Gram und die Sorgen, die der Verlust des Kindes ihnen bereitet hatte?

Sie konnte nicht glauben, daß man ihr die bedeutende Summe zahlen und auf ihre Bestrafung verzichten werde, sie hegte die Gewißheit, daß der Schritt, zu welchem Simmer sie

drängen wollte, sie in das Zuchthaus führen mußte.

Da war ihr doch das Hospital lieber! Wenn sie schwieg und das Anerbieten des alten Herrn annahm, so durfte sie einem ruhigen, sorgenfreien Alter entgegensehen. Aber was nutzte es ihr, ob sie schwieg? Der Vagabund war entschlossen, das Geheimniß zu enthüllen, sie konnte ihn nicht zwingen, auf diesen Entschluß zu verzichten.

„Antwortet mir!" drängte Simmer. „Wollt Ihr thun, was ich verlange?"

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr Jeannette empor, war es ihr doch, als ob der Vagabund schon die Hand ausgestreckt habe, um ihr an die Kehle zu fahren!

Simmer erhob sich und lachte heiser, er trat an's Fenster und blickte hinaus.

Der Abend breitete schon seinen bläulichen Schleier über die herbstliche Landschaft, schnurgerade stieg aus den Schornsteinen der Hütten der Rauch empor, um in dem Nebelschleier zu zerfließen.

„Das ist das böse Gewissen," sagte er höhnisch, „es zeigt Euch Gespenster! Ob Ihr nun wollt oder nicht, Frau, ich nehme keine Rücksicht auf die Folgen, welche die Enthüllung des Ge-

heimnisses haben kann! Rede ich, so ist es um so schlimmer für Euch —"

Er brach ab, draußen vor der Thür ließen Stimmen sich vernehmen, gleich darauf wurde ungestüm angepocht.

Stier ruhten die Blicke Beider auf der Thür.

„Monsieur Herkules!" sagte Jeannette, nach Athem ringend.

„Oeffnet!" rief Binder. „Jeannette!"

„Was will er hier?" fragte Simmer bestürzt.

„Im Namen des Gesetzes!" rief jetzt eine andere Stimme.

Der Vagabund öffnete das Fenster und blickte hinunter, dann zuckte er verächtlich die Achseln.

„Ich hab' keine Lust, meine Knochen zu zerbrechen," sagte er, „auch stehen da unten handfeste Burschen, die mich in Empfang nehmen würden! — Bah, was liegt daran, viel können sie mir nicht anhaben, und das Leben im Zuchthause ist auch nicht so schlimm!"

Er hatte sich bei den letzten Worten der Thür genähert; als er sie jetzt öffnete, hielt ihn, noch ehe er sich dessen versah, die kräftige Faust Binder's gefaßt.

„Langsam, — kaltes Blut!" höhnte Simmer,

aber schon war der Amtsbote beschäftigt, ihm die Arme zu fesseln, und Scharf ließ sich in diesem Geschäft nicht stören.

„Uff, das wäre gelungen!“ sagte Scharf triumphirend, während er seinen Gefangenen vom Scheitel bis zur Sohle musterte. „Jetzt kann Er neunundneunzig Mal versuchen, auszubrechen, es wird Ihm nicht ein Mal gelingen!“

„Habe ich versucht, mich der Verhaftung zu entziehen?“ fragte Simmer, dessen wulstige Lippen ein höhnischer Zug umspielte.

„Na, mich sollen neunundneunzig mal neunundneunzig Schock Teufel holen, wenn das nicht eine großartig dumme Frage ist!“ rief der Amtsbote. „Ist Er nicht aus Seinem Käfig entsprungen? Und jetzt will Er uns weismachen, es liege Ihm nichts an der Freiheit?“

„Ich hatte mit dieser Frau zu reden,“ erwiderte Simmer mit einem verächtlichen Blick auf Jeannette, „ich verlange, daß Ihr auch sie verhaftet.“

„Mich?“ rief das Weib entsetzt. „Seid Ihr verrückt?“

„Ich verlange es!“ wiederholte der Vagabund. „Im Gefängnisse werde ich Aufschlüsse machen.“

„Aufschlüsse? Worüber?“ fragte Scharf, den dieses Verlangen in Verlegenheit setzte.

„Ja, worüber?“ schrie der Fettkoloß. „Er haßt mich, er will mich verderben! Verleumdung — eine falsche Anklage — er hat kein Recht, meine Verhaftung zu verlangen!“

„Würde dieses Weib so große Angst verrathen, wenn sie sich unschuldig wüßte?“ wandte Simmer sich in eindringlichem Tone zu dem Amtsboten. „Ja, ich habe ein Recht, ihre Verhaftung zu verlangen. Wenn Ihr sie nicht vornehmen könnt ohne Befehl des Bürgermeisters, so laßt die Frau bewachen, bis ich meine Aufschlüsse gegeben habe! Dieses Weib hat ein großes Verbrechen begangen, ein Verbrechen an der Familie Eures Bürgermeisters. Fürchtet Ihr die Verantwortung, so übernehme ich sie!“

Der kluge Amtsbote schüttelte immer rathloser sein graues Haupt.

Was nützte es ihm, ob der Vagabund die Verantwortung übernehmen wollte, auf ihm, dem Beamten, blieb sie ruhen, er mußte den Verweis einstecken, wenn er seine Amtsbefugnisse überschritt.

Die Sicherheit aber, mit der Simmer das Weib eines Verbrechens beschuldigte, und die

Angst der Frau lieferten dem Amtsboten einen genügenden Beweis für die Wahrheit dieser Beschuldigung, und die Behauptung, daß das Verbrechen an der Familie des Bürgermeisters begangen worden sei, machte ihn um so mehr geneigt, die Verhaftung vorzunehmen.

„Was haltet Ihr davon?“ fragte er, sich zu Binder wendend, dessen Blick unverwandt auf dem entstellten Gesicht des Weibes ruhte.

„Ich glaube, daß dieser Mann die Wahrheit behauptet,“ erwiderte Monsieur Herkules, „aber so wenig er ein Recht hat, die Verhaftung zu verlangen, so wenig seid Ihr berechtigt, diesem Verlangen Folge zu geben. Ich sage Euch das in Eurem Interesse, denn was mich betrifft, so wünsche ich nichts sehnlicher, als dieses Weib im Zuchthause hinter dem Spinnrade zu sehen. — — Aber es giebt andere Leute, die das vielleicht nicht wünschen,“ fuhr er leise fort, nachdem er den Amtsboten in eine entfernte Ecke des Gemachs geführt hatte, „diese Frau ist die Mutter der jungen Dame, welche Herr Hubert Felsen an Kindesstatt angenommen hat. Ihr wißt, Herr Felsen hat in Uebereinstimmung mit dem Herrn Bürgermeister Euch befohlen, den buckligen Schuft laufen zu lassen, es wäre ihm vielleicht

unangenehm, wenn die Mutter seines Adoptiv=kindes verhaftet würde."

Scharf nickte gedankenvoll und blickte fra=gend den herkulischen Mann an, als ob er nach dieser Warnung einen guten Rath mit Sicher=heit von ihm erwarte.

„Da meine ich denn, Ihr würdet gut thun, nicht mit dem Herrn Bürgermeister, sondern mit Herrn Hubert Felsen darüber zu reden," fuhr Binder nach einer kurzen Pause fort, „er wird dann jedenfalls den Gefangenen besuchen und die Gründe prüfen, die dieser für sein Verlangen anführt."

„Hm — ja," sagte der Amtsbote nachdenklich, „das ist Alles sehr gut, aber —"

„Ihr habt dann jede Verantwortung von Euch abgewälzt," fiel Monsieur Herkules ihm in's Wort, „Herr Hubert Felsen wird keine Entschei=dung treffen, ohne zuvor mit seinem Bruder dar=über geredet zu haben."

„Und die Frau macht sich unterdessen aus dem Staube!"

„Sie würde nicht weit kommen," spottete Binder, „Fahrgelegenheiten giebt's hier nicht, und zu Fuß kommt sie wahrhaftig keine Stunde weit, ehe sie eingeholt wäre. Aber macht Euch

darüber keine Sorge, den Transport eines Gefesselten werdet Ihr allein übernehmen können, ich bewache bis zu Eurer Rückkehr diesen Koloß."

„Wenn Ihr das wollt, ist es mir recht," sagte Scharf, erleichtert aufathmend. „Na, Ihr seid ein guter Kerl, ich glaube, ich habe Euch Unrecht gethan! Werd's wieder gut machen beim nächsten Jahrmarkt, verlaßt Euch d'rauf. — Vorwärts!" rief er dem Vagabund zu, der auf die Vorwürfe Jeannette's nur mit verächtlichen Blicken geantwortet hatte. „Wir wollen uns beeilen, daß wir in die Stadt kommen, je rascher wir da sind, desto rascher kann die Frau geholt werden."

Simmer blickte fragend auf Monsieur Herkules; als er sah, daß derselbe sich auf einem Stuhle niederließ, nickte er befriedigt.

„Und zu dieser Schmach könnt Ihr die Hand bieten?" rief Jeannette entrüstet, als die Beiden hinausgegangen waren.

„Zu welcher Schmach habt Ihr nicht die Hand geboten!" erwiderte Binder sarkastisch. „Habt Ihr nicht vor wenigen Tagen Euer Kind dem Baron überliefern wollen? Seht mich doch nicht so überrascht an, es hilft Euch nichts, ob

Ihr zu leugnen versucht, ich weiß sehr wohl, daß es Euer Werk war!"

„Welches Werk?" fragte Jeannette. „Wanda ist hier gewesen, um mir Vorschläge zu machen —"

„Um sich mit einer sterbenden Mutter auszusöhnen, und statt ihrer fand sie ein betrunkenes Weib! Draußen im Gebüsch wartete der Wüstling mit seinem Wagen, um das Mädchen gewaltsam zu entführen, während Euer buckliger Freund mich zu betäuben versuchte. Das Alles wollt Ihr nicht gewußt haben?"

„Mathias hat's eingefädelt," rief Jeannette „der Schuft hat auch damals auf eigne Faust gehandelt! Und jetzt wollen die Beiden mich verderben! Mathias und der Vagabund! Ich hab' nichts gethan —"

„Das wird sich ja bald herausstellen," unterbrach Monsieur Herkules sie gelassen. „Schaden kann es Euch keinesfalls, wenn Ihr einige Tage hinter Schloß und Riegel verbringen müßt und dadurch gezwungen werdet, Euch des Branntweins zu enthalten! Seid Ihr unschuldig, — na, dann werden sie Euch wieder hinaus lassen. Aber ich glaub's nicht, nein, ich glaub's wirklich nicht."

Er schüttelte das Haupt und blickte sinnend

vor sich hin, Jeannette warf trotzig die Oberlippe auf.

„Ihr glaubt es nicht, weil Ihr mich gern im Zuchthause sehen möchtet,“ erwiderte sie, „aber die Freude werdet Ihr nicht erleben.“

„Ja, das möchte ich,“ nickte Binder, „ich leugne das durchaus nicht. Ich wünsche es, weil Ihr's verdient habt, verdient durch Eure Herzlosigkeit, Gemeinheit und —“

„Regt Euch nicht auf!“ spottete Jeannette. „Euer Wunsch wird schwerlich in Erfüllung gehn. Wollt Ihr mir einen Gefallen erzeigen?“

„Um keinen Preis der Welt!“

„Wißt Ihr denn schon, um was ich bitten will?“

„Nein, es ist auch gleichgültig. Wenn Ihr unter dem Galgen ständet, und ich könnte Euch vom Tode retten, dadurch, daß ich diesen Finger bewegte, so würde ich es nicht thun!“

Er hob den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe und sah das Weib scharf an, die ihm einen Blick des glühendsten Hasses zuschleuderte.

„Nicht das Böse allein, was Ihr Eurem eignen Kinde angethan habt, hat Euch meine Verachtung in so hohem Grade zugezogen,“ fuhr er fort, „nein, ich kenne Eure ganze Vergangen=

heit, seitdem Josephine keine Geheimnisse mehr vor mir hat, und ein Schauer überläuft mich, wenn ich in den Sumpf hinabblicke, in dem Ihr watet. Ha — Ihr seid den Strick nicht werth, an dem Ihr gehenkt zu werden verdient, und wenn Ihr einmal zum Sterben kommt, dann muß eine ganze Legion Teufel grinsend und zähnefletschend Euch in's brechende Auge schauen! Ich will nicht wiederholen, was Josephine mir Alles mitgetheilt hat, vielleicht ist es nicht einmal der zehnte Theil Eures Sündenregisters, aber es reicht hin, Euch zu verfluchen, vor Euch zurückzubeben, wie vor einem Scheusal."

Jäh blitzte es in den kleinen, stechenden Augen des Weibes auf, die Lippen preßten sich fest aufeinander, und die Hände ballten sich krampfhaft.

„Wer Euch kennt und Erbarmen mit Euch hat, der kann nur Euresgleichen sein!" rief Monsieur Herkules mit gehobener Stimme. „Ich möchte am liebsten Euch die Schlinge um den fetten Hals werfen und Euch an irgend einem Laternenpfahle emporziehen!"

Die Thür war leise geöffnet worden und Mathias eingetreten.

„Schützt mich vor diesem Wahnsinnigen!" schrie Jeannette. „Der Kerl ist toll geworden

— ruft Leute herbei, die sich seiner bemächtigen und ihn unschädlich machen!"

„Ich werde mich hüten!" sagte Mathias mit schneidendem Hohne. „In der Hauptsache hat Binder Recht, Ihr seid den Strick nicht werth, an dem Ihr gehenkt werden müßtet! Als Ihr vorhin mit dem Vagabund unterhandeltet, war ich in der Nebenkammer, Ihr wißt, die Wände sind hier dünn —"

„Elender!" fuhr das Weib auf, und der Krug, der vor ihr gestanden hatte, flog an dem rothen Haupte des Possenreißers hart vorbei. „Ihr seid unter der ganzen Sippe der größte Schuft!"

Mathias trat näher, sein Blick fiel auf das vergilbte Papier, welches noch auf dem Tische lag, er ergriff es hastig und steckte es in die Tasche.

„Das hat man davon!" spottete er. „Das ist der Dank für die Aufopferung!"

„Gebt den Brief heraus!" rief Jeannette wüthend.

„Was wollt Ihr damit?" fragte Mathias höhnisch. „Für Euch ist er der Paß in's Zuchthaus, ich will gehen und den Paß visiren lassen."

„Binder, laßt ihn nicht hinaus!" schrie das

Weib, zitternd vor Erregung. „Wir wollen zusammen zum Bürgermeister gehn, Ihr sollt mich begleiten, — aber haltet den Schuft zurück, schlagt ihn nieder!"

Monsieur Herkules zuckte verächtlich die Achseln, Mathias stand bereits an der Thür.

„Ich gehe zu dem andern Herrn," sagte der Possenreißer mit einem tückischen Blick auf den Fettkoloß, „jetzt mache ich mein Geschäft, dann kehre ich diesem Nest den Rücken. Lebt wohl, hoffentlich werden wir uns so bald nicht wieder begegnen, denn vor dem Zuchthaus weiß ich mich zu hüten."

„Binder, haltet ihn fest!" schrie das Weib noch einmal, aber unbehelligt schritt Mathias hinaus, Monsieur Herkules blieb am Fenster stehen und blickte dem buckligen Possenreißer nach, der mit wunderbarer Schnelligkeit auf dem Wege zur Stadt von dannen lief.

Neuntes Kapitel.

Es war am Tage nach der Verhaftung Simmer's in der Mittagstunde.

Der Bürgermeister saß vor seinem Notenpulte und hielt das geliebte Violoncello zwischen den Knien, aber er strich nur dann und wann einmal mit dem Bogen über die Saiten, die Unterhaltung mit seiner Frau und seinem Sohne interessirte ihn heute mehr als die Musik.

Die alte Dame saß auf dem Divan, Hand in Hand mit Bertram, sie versuchte mit tröstenden, ermuthigenden Worten der Liebe die finstren Wolken von seiner Stirne zu scheuchen.

„Wir haben ja Alle einer schönen Hoffnung entsagen müssen," sagte sie mit einem erzwungenen und deshalb rührenden Lächeln auf den Lippen, „wir müssen denken, es sei ein Opfer gewesen, um sie glücklich zu machen. Sie hat

uns gesagt, daß sie Dir eine Schwester, mir eine Tochter bleiben werde, so müssen wir uns nun damit begnügen, denn das Menschenherz läßt sich nicht zwingen, Gefühle in sich aufzunehmen, gegen deren Aufnahme es sich sträubt."

Der Bürgermeister strich leise über die Saiten und wiegte dabei das Haupt, als ob er sagen wolle, am Ende sei es doch ein schlechter Trost, aber so lange man keinen besseren finde, müsse man mit ihm vorlieb nehmen.

„Onkel Hubert hat mit mir über Fräulein Schenk gesprochen," fuhr die Mutter nach einer Pause fort. „Es ist wahr, Bertram, Du schuldest ihr großen Dank — o, mein Gott, ich mag nicht daran denken, wie nahe mir die Gefahr war, mein einziges Kind zu verlieren!"

„Hubert hätte Dir das nicht sagen sollen!" ließ der Bürgermeister einfließen.

„Er sagte es mir, um mir zu beweisen, wie sehr Bertram dieser jungen Dame verpflichtet ist."

„Was sie an mir gethan hat, werde ich nie vergessen," sagte Bertram, „aber unbillig finde ich es, daß Onkel Hubert verlangt, ich solle Bertha heirathen. Erstreckt sich in Wahrheit meine Verpflichtung so weit?"

„Nein, mein Sohn," erwiderte die Mutter

in ihrer sanften, herzlichen Weise, „wenn Onkel Hubert das verlangt, geht er zu weit. Er hat mir nur gesagt, Bertha liebe Dich mit aller Kraft ihrer jungfräulichen Seele, und er hege die feste Ueberzeugung, daß Du an ihrer Seite das Glück finden würdest, welches Du für immer verloren zu haben wähntest. Und das, Bertram, glaube ich auch, sie ist ein Engel an Güte und Sanftmuth, sie paßt in allen Stücken zu Dir, — aber fern sei es von mir, Dich zu einer Ehe bestimmen zu wollen, die ohne Liebe geschlossen wird."

Bertram hatte sich erhoben; er trat an's Fenster und blickte schweigend hinaus.

Er hatte ja auch schon darüber nachgedacht, sich der Worte Wanda's und seines Oheims erinnert und mit dem Bilde Bertha's seine Gedanken beschäftigt! Er wußte nach Wanda Keine, die er so lieb hatte, wie diese, aber noch konnte er den Verlust nicht verschmerzen, noch drängte das Bild Wanda's jedes andere, welches aus dem Hintergrunde hervortreten wollte, zurück.

Ja, wenn diese Liebe nicht so ganz sein Denken und Sein erfüllt hätte, dann würde Bertha vielleicht längst das ersehnte Glück gefunden haben.

„Ob Hubert über diesen Punkt mit uns zu reden wünscht?“ fragte der Bürgermeister, von den Noten aufblickend. „Es wäre nutzlose Mühe, Bertram darf nicht gedrängt werden, man muß es der Zeit überlassen, ob sie in seinem Herzen die Gegenliebe wecken wird.“

Die Mutter schüttelte zweifelnd das Haupt, fragend ruhte ihr Blick auf dem Sohne, als ob sie von ihm eine Antwort auf diese Bemerkung erwarte.

„Du warst ja bei ihm heute Morgen,“ sagte sie.

Bertram strich mit der Hand über die Stirne, ein schmerzlicher Zug umzuckte seine Lippen.

„Ich weiß nicht, was er hat,“ erwiderte er. „Onkel Hubert war sehr beschäftigt und im höchsten Grade aufgeregt, die Damen sah ich gar nicht. Er sagte mir nur, er werde nach Tisch kommen, um uns wichtige Mittheilungen zu machen, er sprach in confuser Weise von der Gerechtigkeit Gottes, dem Walten der Vorsehung, — kurz, ich konnte nicht klug aus ihm werden. — Ich glaube, der alte Mann hatte geweint,“ fügte er bewegt hinzu, „ich sah noch Thränen in seinen Augen.“

„Dummes Zeug!“ brummte der Bürgermeister, während der Bogen kräftig über die E=Saite strich. „Von der Schwäche ist Onkel Hubert frei! Hat er Dir nichts über die Verhaftung der Mutter Wanda's mitgetheilt?“

„Nein.“

„Sonderbar! Aber die Untersuchung wird ja Klarheit hineinbringen.“

„Die Mutter Wanda's ist verhaftet?“ fragte die alte Dame betroffen.

Der Bürgermeister nickte bejahend.

„Gestern Abend,“ erwiderte er, „es war schon spät. Hubert kam und verlangte einen Verhafts=befehl gegen die Frau, ein entsprungener Verbrecher wurde in ihrer Behausung gefunden. Er beschuldigte sie eines Verbrechens; ich weiß nicht, ob man mich nicht behelligen wollte, oder ob die Sache speciell meinen Bruder betrifft, Hubert wurde davon benachrichtigt, er ging in's Gefängniß und hatte dort eine Unterredung mit dem Verhafteten.“

„Vorher soll der bucklige Possenreißer bei ihm gewesen sein,“ schaltete Bertram ein. „Timm sagte mir, dieser Mensch sei sehr lange im Zimmer meines Oheims geblieben und darauf mit einem strahlenden Gesicht fortgegangen, ihm

habe er erklärt, so bald werde ihn Niemand mehr wiedersehen, er reise nach England."

„Aber hat Dir Hubert gar nichts gesagt?" fragte die alte Dame ihren Gatten, der gedankenvoll in seinem Notenheft blätterte.

„Weiter nichts, als daß er die Ueberzeugung erlangt habe, daß die Anklage des Verhafteten gegen diese Frau sich auf Thatsachen stütze. Es ist allerdings auffallend, daß Hubert sich so plötzlich für Verbrechergeschichten interessirt, indeß denke ich mir, dieses Verbrechen hat ein besonderes Interesse für ihn. Wir müssen die Enthüllungen abwarten, Hubert spielt gerne den Geheimnißvollen."

„Aber daß er selbst die Verhaftung der Mutter Wanda's beantragen konnte, das begreife ich nicht!" sagte Bertram.

„Hm, das muß uns beweisen, daß es ein sehr schweres Verbrechen ist," entgegnete der Bürgermeister. „Mir ist die Sache nicht angenehm, es fällt doch immer etwas von der Schuld der Mutter auf das Mädchen zurück."

„Hast Du ihn nicht darauf aufmerksam gemacht?" fragte die alte Dame.

„Ich wollte es, aber er ließ mich nicht zu Wort kommen. Er habe das Alles bedacht, er=

widerte er mir, die Frau müsse verhaftet werden, ich möge ihm nur den Befehl für Scharf unterzeichnen, nähere Mittheilungen könne er mir jetzt nicht machen, er habe keine Zeit dazu."

„So wird er sie vielleicht uns jetzt machen wollen," sagte die Mutter.

„Möglich! Er hat vor einigen Tagen schon von einem dunkeln Geheimniß gefabelt — ach was, es ist dummes Zeug! Daß ich doch immer wieder daran denken muß!"

„Was ist es, Konrad?"

„Nichts, nichts," sagte der Bürgermeister hastig, indem er den Bogen ansetzte, „eine Thorheit, der man nicht nachgrübeln darf."

Mutter und Sohn blickten ihn befremdet an, aber er hatte das Vorspiel zu der Sonate schon begonnen, und er schien entschlossen zu sein, sich jetzt nicht mehr unterbrechen zu lassen.

„In der That, höchst sonderbar und auffallend!" sagte die Mutter, nachdenklich das Haupt wiegend. „Ein dunkles Geheimniß? Konrad, ich bitte Dich, erkläre es uns näher!"

Aber der Bürgermeister blickte von den Noten nicht auf, sein Ohr schien jetzt nur für die weichen, schmelzenden Töne der Musik empfänglich zu sein.

„Wir werden es ja erfahren," beruhigte Bertram die Mutter, „wenn Onkel Hubert nicht davon spricht, so frage ich ihn. Vielleicht ist es ein Geheimniß, welches ihn allein interessirt."

„Vielleicht! Wer weiß es?"

„Aber, Mutter, welches andre Geheimniß könnte es sein? Worauf könnte es Bezug nehmen, wenn nicht auf ihn? Es ist in seinem vergangenen Leben mancher dunkle Punkt, welcher der Aufklärung bedarf, mancher Punkt, über den er nicht gerne spricht, weil das nur unangenehme Erinnerungen in seiner Seele wecken würde."

Jetzt bewies der Bürgermeister, daß er trotz der scheinbaren Vertiefung in die Musik der Unterhaltung sehr aufmerksam gefolgt war.

„Es ist nur ein Punkt in seinem Leben, über den er nicht gerne spricht," sagte er, während er den Bogen ruhen ließ, „seine unglückliche Liebe. Aber diese Epoche seines Lebens ist bis in's kleinste Detail aufgeklärt."

„Nein, nein, es muß ein andres Geheimniß sein," erwiderte die Mutter mit einem fragenden Blick auf den alten Herrn, „ein Geheimniß, welches uns berührt."

„Uns, — Therese?"

„Unsre Melanie!“

Der Bürgermeister sah seine Frau besorgt an, ihre Erregung beunruhigte ihn in hohem Grade.

„Wie kommst Du nur darauf?“ fragte er mit leisem Vorwurf.

„Das Herz, Konrad, das Mutterherz!“ sagte die alte Dame mit wachsender Erregung. „Ja, dieses Herz hat geschwankt zwischen Hoffen und Trauern, seitdem es jenes Gerücht vernahm, welches Du so ängstlich mir verbergen wolltest. Als ich nach jenem entsetzlichen Ereignisse genesen war, verlangte ich, an das Grab meines Kindes geführt zu werden. Es war der erste Wunsch, den ich aussprach. Du führtest mich hin, Konrad, Du wolltest mir den Trost nicht rauben, den ich an diesem Grabhügel finden konnte. Da hörte ich später das Gerücht, die Leiche des Kindes sei nicht gefunden worden, ich fragte Dich, Du — — — o, Konrad, die Ahnung, daß Du mich täuschen wolltest, hat mich seitdem nicht mehr verlassen. In der finstren Nacht, die mich umgab, ging ein Stern mir auf, der Stern der Hoffnung! So oft ich zu ihm emporschaute, flüsterte eine innere Stimme mir zu, der Nacht werde einmal ein neuer Tag folgen.“

„Ein neuer Tag!“ wiederholte der Bürgermeister bewegt. „Wie konntest Du nur diese Hoffnung hegen?“

„Ich danke dem Himmel, daß ich es konnte; wenn diese Hoffnung mir nicht geblieben wäre, so hätte die Nacht des Wahnsinns meine Sinne umfangen.“

„Galt Dir meine Liebe nichts? Hattest Du nicht Bertram?“

„Ja, und ich danke Euch, daß Ihr mit dem Sonnenschein Eurer Liebe meine Pfade erhellt habt. Könnt Ihr mir zürnen, daß mein Herz so sehr an dem verlorenen Kinde hing, ja, mehr an ihm, als an den Lebenden? Nein, Ihr könnt es nicht, denn Ihr vermögt die Räthsel des Menschenherzens nicht zu lösen.“

Sinnend schüttelte der alte Herr das Haupt.

„Es wäre ungerecht, Dir deshalb zürnen zu wollen, Therese,“ sagte er, „aber es ist Thorheit, jetzt noch, nach so vielen Jahren, an solchen Hoffnungen festzuhalten, jeder Tag bringt neue Enttäuschungen, und jede Enttäuschung zehrt, ein gefräßiger Wurm, am Mark des Lebens.“

Er schüttelte abermals das Haupt und erhob sich, um sein Instrument hinauszutragen.

„Nein, Therese, für uns giebt es nur noch

eine Hoffnung," fuhr er fort, „die Hoffnung auf das Wiedersehen im Jenseits, auch sie ist ein strahlender Stern, zu dem wir vertrauend emporblicken dürfen."

Bertram hielt die Mutter umschlungen und küßte ihr die Thränen von den bleichen Wangen.

„Wenn ich nur vor meinem Ende Dich glücklich sähe!" flüsterte sie. „Der Gedanke, daß Du allein durch das Leben wandern müßtest, wäre mir furchtbar, Du bedarfst der Liebe, mein Sohn, denn seit Deinem Eintritt in die Welt hast Du nur Liebe empfangen und gegeben."

Bertram schlug die Augen nieder, aber durch die geschlossenen Lider sah er das Bild Bertha's, blickte er in ihre dunklen, seelenvollen Augen.

Er fand in ihnen die Liebe, deren er bedurfte, und es war ihm, als zöge ein Klingen und Singen durch seine Seele, ein Flüstern von Engelsstimmen, als wanderte er an der Seite eines Engels unter Blüthenbäumen auf blumigem Rasen.

„Ja, mein Kind, ohne Liebe ist das Leben nicht werth, daß man es preist," fuhr die Mutter leise fort, „aller Freuden, die es bieten kann, werden wir überdrüssig, nur der reinen, wahren Liebe nicht. O, wie glücklich wäre ich, wenn ich

wüßte, daß dieser Engel Dich durch das Leben begleiten wird!"

„Mutter, wenn dies zu Deinem Glücke fehlt, dann sollst Du glücklich sein!"

„Bertram, es wäre thöricht, wolltest Du aus Rücksicht auf mich Dich an ein Wesen fesseln, welches nicht durch die Bande der Liebe an Dich gekettet ist! Nein, mein Sohn, das würde weder mir zur Freude, noch Dir zum Segen gereichen!"

„Ich weiß es, ich würde es nicht thun, selbst wenn Du mich darum bätest."

„Aber sagtest Du nicht vorhin —"

„Daß Dein Wunsch Erfüllung finden solle? Ja, meine gute, liebe Mutter, ich wiederhole es, Du sollst glücklich werden. — Ich habe Bertha stets lieb gehabt; schon damals, als ich noch die Universität besuchte, sah ich das heitre, liebenswürdige Kind gern. Dann gedachte ich ihrer nicht mehr, bis ich ihr wieder begegnete, aus der Knospe hatte die Blume sich entfaltet, und ich gestehe offen, daß ich mein Herz dem Zauber nicht verschließen konnte, der diese Blume umwehte. Aber die Liebe zu Wanda hatte in meiner Seele zu fest und zu tief Wurzel geschlagen, als daß sie ein andres Gefühl neben sich geduldet hätte, und so kam es, daß ich später

nach meiner Genesung nur das Gefühl des Dankes für die treue Pflegerin zu empfinden glaubte."

„Du glaubtest es nur?"

„Ja, Mutter, Onkel Hubert ließ schon damals Andeutungen fallen, daß ich diesem Engel mehr als Dankbarkeit schulde, aber diese Andeutungen erreichten nur das Gegentheil von dem, was sie bezweckten."

„Ich kann es mir denken," sagte die Mutter, mit einem innigen Blick zu dem Sohne emporschauend. „Vielleicht wußte Onkel Hubert damals schon, daß Deine Hoffnungen auf die Hand Wanda's vergeblich waren."

„Es ist möglich, — ich aber ahnte noch nichts davon. Ich vergaß Bertha nicht mehr, oft, in stillen Stunden, wenn ich mit einer mechanischen Arbeit beschäftigt war, die mein Denken nicht in Anspruch nahm, tauchte das Bild meiner treuen Pflegerin vor meinem geistigen Auge auf, ich drängte es zurück, weil ich nur das Bild Wanda's sehen, nur mit ihm mich beschäftigen wollte!"

„Armes Kind!"

„Dann sah ich sie wieder, ich war im Hause Onkel Hubert's, als sie ankam. Begreifst Du,

daß ich mich zwang, ihr Kälte und Gleichgültigkeit zu zeigen, trotzdem meine Pulse rascher schlugen, und mein Blick bewundernd auf ihr ruhte?"

„Du wußtest, daß sie Dich liebte, und Du wolltest ihr zeigen, daß sie keine Hoffnungen hegen dürfe."

„So ist es. Das war der Gedanke, der mich verleitete, meine Gefühle hinter der Maske der Gleichgültigkeit zu verbergen. Diese Maske gestattete mir, zu beobachten, ich entdeckte, daß Onkel Hubert die Wahrheit behauptet hatte, ich sah, daß jeder Blick, der aus meinen Augen sie traf, jedes Wort, welches ich mit ihr sprach, der Liebesgluth, die in ihrer Seele loderte, neue Nahrung gab. Und dann, an jenem Abend, als wir Wanda und ihre Freundin aus drohender Gefahr erretteten, als Wanda an die Seite Hugo's eilte, und mein Arm Bertha umschlang, — o, ich fühlte es wohl, wie sie in meinem Arme bebte, ich sah wohl den Sonnenschein des Glücks, der über ihr erglühendes Antlitz glitt! Die Entscheidung war getroffen, Wanda hatte gewählt, mein Herz blutete aus tausend Wunden, meine Seele war keines Gedankens, keiner Regung mehr fähig. Verstimmt und erbittert verschloß

ich mein Herz den Bitten Wanda's, ich kann auch jetzt noch nicht —"

„Bertram, zürne ihr nicht," unterbrach die Mutter ihn bittend. „Wie unsäglich schwer mag es ihr gewesen sein, die Entscheidung zu treffen!"

„Gewiß, die Besorgniß, daß diese Entscheidung mich unglücklich machen würde, hat ihr die Wahl erschwert, obgleich ihr Herz und nicht der Verstand diese Wahl getroffen hat. Aber nicht in dieser Stunde hätte sie von der Liebe Bertha's, von den Wünschen und Hoffnungen ihrer Freundin reden sollen."

„Sie wollte Dir einen Stern zeigen —"

„Den ich nicht finden konnte, weil schwarze Wolken ihn umhüllten."

„Hast Du ihn nun gefunden?" fragte die Mutter leise.

„Ich sehe ihn in weiter Ferne an meinem Horizonte aufsteigen," sagte Bertram gedankenvoll, „Deine Worte haben die Wolken verscheucht, nun will ich auch diesem Stern vertrauen."

„O, mein theures Kind, ich danke dem Himmel viel tausendmal dafür!" rief die alte Dame erfreut, indem sie den Sohn umschlang und küßte. „Ja, vertraue auf diesen Stern, mein Herz sagt mir, daß er Dich glücklich machen wird.

Du wirst nicht allein durch das Leben wandern, wie der arme Onkel Hubert, der sich oft vergeblich nach dem Glück gesehnt hat, um welches er betrogen wurde, nein, die Hand eines Engels wird Dich führen und Rosen auf Deinen Pfad streuen!"

„Laß mir Zeit, Mutter," bat Bertram, „so rasch kann das Herz nicht vergessen! Aber es wird vergessen, die lebhaften Farben des Bildes werden erblassen, ein andres Bild wird allmählich es in den Hintergrund drängen! Gönne mir eine kurze Frist."

Die Mutter nickte, ihre leuchtenden Augen verriethen die Freude, die der Entschluß ihres Sohnes ihr bereitete.

Der Bürgermeister, der jetzt aus dem Nebenzimmer zurückkehrte, blickte fragend die Beiden an; als er das heitere Lächeln auf ihren Lippen bemerkte, glitt es auch über sein umwölktes Antlitz wie Frühlingssonnenschein.

Fast in demselben Augenblick ließen draußen Schritte sich vernehmen, die Thür wurde geöffnet, und Onkel Hubert trat, begleitet von Wanda und ihrer Freundin, ein.

„Da sind wir," sagte der alte Herr fröhlich,

„zwar ungeladen, aber hoffentlich nicht unwillkommen!“

Bertram und dessen Mutter eilten den Damen entgegen, um die Hüte und Tücher in Empfang zu nehmen, der Bürgermeister näherte sich seinem Bruder und blickte ihn, während er ihm die Hand reichte, fragend an.

Aber Onkel Hubert schien diesen Blick nicht verstehen zu wollen, er schüttelte heiter lachend die Hand seines Bruders und ließ sich dann auf einem Sessel nieder.

„Na, eine Tasse Kaffee werden wir wohl bekommen,“ sagte er, „Therese, ich hoffe, wir werden nicht stören — wie?“

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte die alte Dame befremdet, „hattest Du uns nicht Deinen Besuch versprochen?“

„Ach so — ja — sieh, sieh, wenn man alt wird, läßt das Gedächtniß nach!“ rief Onkel Hubert. „Freilich, ich hab' mich ja durch Bertram eingeladen.“

Sein Blick streifte verstohlen das Gesicht Wanda's, sie nickte ihm zu, als ob sie ihn auffordern wolle, das Gespräch fortzusetzen. Bertram, der im Hintergrunde des Zimmers stand, mußte unwillkürlich das Haupt schütteln, die

Heiterkeit seines Oheims beunruhigte ihn, er zog aus ihr den Schluß, daß der alte Herr außerordentlich aufgeregt sei und diese Aufregung hinter einer heitern Maske zu verbergen suche.

Aber wenn diese Schlußfolgerung richtig war, dann war es gewiß eine sehr freudige Aufregung, denn die treuen, freundlichen Augen Onkel Hubert's leuchteten und strahlten, als er sie über die Anwesenden schweifen ließ.

Auch Wanda schien ihm erregt, ihr wogender Busen, die bebenden Lippen und der Blick, der oft ängstlich fragend sich auf den alten Herrn richtete und gleich darauf verlegen sich wieder senkte, das Alles ließ ihn erkennen, daß es nicht ruhig in ihrer Seele war.

„Du wolltest uns Mittheilungen machen!“ nahm der Bürgermeister das Wort, nachdem Alle, außer Bertram, an dem Tische Platz genommen hatten.

„Mittheilungen?“ fragte Onkel Hubert heiter. „Ja so, — na, ich denke, Ihr wißt es schon — wie? Die Mutter Wanda's ist verhaftet.“

„Armes Kind!“ wandte die alte Dame sich zu dem Mädchen, „daß Ihnen dieser Schmerz nicht erspart werden konnte!“

War es nicht höchst auffallend und merkwürdig, daß ein Lächeln des Glücks die Lippen Wanda's umspielte, als sie die schönen Augen zu der Dame aufschlug?

„Ich dachte mir, daß Deine Mittheilungen sie betreffen würden," sagte der Bürgermeister. „Nun, sie interessiren uns ja dieser jungen Dame wegen, die uns Allen lieb und theuer geworden ist."

Onkel Hubert strich schweigend seinen grauen Schnurrbart und blickte sinnend seine Schwägerin an.

„Ja, was sie begangen hat, ist eigentlich noch nicht ganz klar," erwiderte er nach einer Pause, „aber so viel steht bereits fest, daß sie die schärfste Strafe verdient."

„Sie ist eine alte, hülflose Frau," warf Bertram ein, „man hätte sie dem Richter, den sie in sich trägt, überlassen sollen. Wanda hat ihr vergeben, und ich denke, was sie an ihr gesündigt hat, wird der größere Theil ihrer Schuld sein."

Er blickte das Mädchen an, es befremdete ihn in hohem Grade, daß statt des erwarteten dankbaren Lächelns ein harter, scharfer Zug ihre rosigen Lippen umspielte.

„Gewiß — natürlich — der größere Theil der Schuld!" entgegnete Onkel Hubert lebhaft. „Wir wollen gründlich mit ihr abrechnen, darauf kann sie sich verlassen. Ja, ja, es geht manchmal sonderbar in der Welt zu! Da habe ich heute Morgen so ganz zufällig eine Geschichte gehört, die ich erzählen muß, selbst auf die Gefahr hin, daß sie unangenehme Erinnerungen wecken wird! Vor langen, langen Jahren ist ein Kind verunglückt —"

„Um Gotteswillen, halt' ein!" rief der Bürgermeister bestürzt. „Hubert, bedenk', welche Erinnerungen schon diese wenigen Worte wecken müssen!"

„Ich aber bitte Dich, fortzufahren," sagte die alte Dame erregt, „ich werde stark bleiben, ich ahne, daß in Deinen Mittheilungen ein Trost für mich liegen wird."

„Es ist vielleicht kein besonderer Trost," nickte Onkel Hubert, „aber vielleicht trägt er dennoch zu Deiner Beruhigung bei. Also, das Kind war verunglückt, bitte um Entschuldigung, ich muß vorausschicken, es war das Kind armer Leute, die weit von hier entfernt in einer großen Stadt wohnen. Man glaubte, das Kind sei im

Fluß verunglückt, es fanden sich Spuren, welche dies fast unzweifelhaft bestätigten."

„Hubert!" warnte der Bürgermeister, der in fieberhafter Erregung auf und nieder wanderte.

„Geduld, Konrad, unterbrich mich nicht, damit mir der Faden nicht reißt. Es war zu jener Zeit eine Kunstreiterbande in der Stadt, die bald nach dem Vorfall verschwand und sich seitdem nicht mehr an dem Orte blicken ließ. Erst nach vielen Jahren schlug sie ihre Bude in jener Stadt wieder auf, und vorzüglich war es eine schöne, junge Kunstreiterin, welche Aller Augen auf sich zog."

„Und diese Kunstreiterin war das verunglückte Kind!" rief Bertram mit zitternder Stimme. „Das ist die Fabel, und hier ist die Wahrheit! Wanda, Melanie, meine liebe, theure Schwester, — mein Auge täuscht mich nicht, ja, Du bist unser verlorener Liebling!"

Er hielt das zitternde Mädchen umschlungen und küßte sie mit leidenschaftlicher Gluth.

„Zum Donner!" rief Onkel Hubert ärgerlich. „Habe ich denn meine Sache so schlecht gemacht, daß der Blitzjunge mit seinen klugen Augen so rasch hinter den Schleier dringen konnte?"

Wäre aus azurblauem Gewölk plötzlich ein

Blitzstrahl zerschmetternd in das Gemach hineingefahren, er hätte das Elternpaar nicht gewaltiger überraschen können.

Stumm und starr, keines Wortes fähig, saß die alte Dame auf dem Divan, die fieberhaft brennenden Augen auf das Mädchen gerichtet, während der Bürgermeister gleich einer Statue im Zimmer stand und mit verhaltenem Athem die Gruppe betrachtete.

Aber als Wanda sich den Armen des Bruders entwand, als sie mit dem jauchzenden Ruf: „Meine liebe Mutter!" sich an das stürmischpochende Herz der alten Dame warf, da löste sich der Bann, der auf der Mutter lag, ihre Arme umschlangen das Kind, und die Seligkeit, die sie durchströmte, brach sich durch einen Thränenstrom Bahn.

„Mein Kind! Mein Kind!" jubelte sie, das Antlitz des Mädchens mit Küssen bedeckend. „O, nun weiß ich, weshalb ich Dich so innig lieben mußte, nun verstehe ich das Sehnen, welches so mächtig mich zu Dir hinzog! Ich danke Dir, Gott, in dieser Stunde hast Du mir meine Schuld vergeben, o schenke mir das Leben so lange noch, bis ich meine Kinder glücklich sehe!"

„Mutter, Du sollst glücklich werden!" flüsterte Wanda, die noch immer an ihrem Halse hing.

„Mutter, — o, wie süß klingt das Wort, wenn das Herz es sprechen darf!“

Sie küßte sie noch einmal, dann erhob sie sich rasch, und im nächsten Augenblick hielten die Arme des Vaters sie umschlungen.

Der alte Herr konnte nicht viel reden, aber bedurfte es denn erläuternder Worte, wenn das Auge sprach?

In seinen Augen schimmerten Thränen, sie rannen langsam an den Wangen nieder, Thränen des Glücks und der Freude, köstliche Perlen, deren eine mehr galt, als tausend Worte.

Er führte sie der Mutter wieder zu, die mit ausgebreiteten Armen ihr Kind erwartete.

„Dir danke ich nächst dem himmlischen Vater zuerst und mit überströmendem Herzen,“ sagte der Bürgermeister, indem er seinem Bruder die Hand reichte, „Deiner Treue, Deiner Energie danken wir die schönste Stunde unsres Lebens!“

„Ja, Hubert, Dir danken wir sie!“ fügte die Mutter mit bebender Stimme hinzu, und aus ihren nassen Augen traf ein inniger Blick den alten Herrn, während ihr Arm noch fester das Mädchen umschlang.

Aber Onkel Hubert schüttelte ablehnend das Haupt, und erwiderte, nur dem Walten der Vor=

sehung dürfe man die Wiedervereinigung Wanda's mit ihren Eltern verdanken.

Die Vorsehung habe Bajazzo gezwungen, diese Stadt wieder zu besuchen, die Vorsehung habe Bertram und Hugo in die Bude geführt und an Wanda gefesselt, und Alles was danach geschehen sei, könne ebenfalls nur als das Werk der Vorsehung betrachtet werden. Dann berichtete er, welche Mittel er gewählt hatte, um Simmer zu einem Geständnisse zu bewegen, er erklärte, daß er schon nach der ersten Begegnung mit diesem Manne die Ahnung gehegt habe, Melanie sei damals nicht im Flusse verunglückt. An Wanda habe er freilich noch nicht gedacht, erst später sei eine Vermuthung dieser Art in seiner Seele aufgetaucht. Er fuhr dann fort, daß Mathias schon bei ihm gewesen sei, noch ehe man die Verhaftung des entsprungenen Vagabunds gemeldet habe. Anfangs habe der Schuft für die Enthüllung des Geheimnisses eine bedeutende Summe gefordert, aber diese Forderung wieder fallen lassen, als der Amtsbote erschienen sei. Der Possenreißer habe ihm nun ohne Zögern gesagt, Wanda sei die Tochter des Bürgermeisters, ihm auch den Brief übergeben, den die Wärterin kurz vor ihrem Tode an ihren Mann geschrieben habe. Hier

legte Onkel Hubert den Brief vor, dessen Inhalt Bertram mit einiger Mühe seinen Eltern entzifferte.

Darauf hin habe er sich ohne Bedenken entschlossen, das Weib verhaften zu lassen, nahm Onkel Hubert wieder das Wort, nicht allein, um ihr die verdiente Strafe zu sichern, sondern auch um sich volle Gewißheit zu verschaffen.

Sobald sie eingebracht worden sei, habe er die Beiden im Gefängnisse besucht und einen widerwärtigen Auftritt mit ihnen gehabt.

Simmer in seinem verbissenen Trotz habe Bedingungen gestellt, das Weib sich hinter Lügen und Ausflüchte versteckt. Endlich habe die Frau erklärt, sie wisse nicht mehr, wer das Kind ihr damals gebracht habe, auch habe sie derzeit vergeblich den Eltern desselben nachgeforscht und endlich ihre Nachforschungen eingestellt mit dem Entschlusse, die Waise an Kindesstatt anzunehmen und zu erziehen.

„Die Elende!" sagte der Bürgermeister entrüstet. „Aber weshalb ließest Du mich nicht rufen?"

„Weil ich fürchtete, daß Deine Gegenwart sie in ihrem Trotz und ihrer Verstocktheit bestärken würde! Ja ich fürchtete, Du könntest Dich zu der Schwäche verleiten lassen, ihre Forderungen zu bewilligen, die nicht allein auf Straffrei-

heit, sondern auch auf eine lebenslängliche Rente lauteten. Das wollte ich verhüten, überhaupt solltest Du nicht eher etwas erfahren, als bis ich Dir Gewißheit geben konnte. Es gelang mir denn auch endlich, ein umfassendes Geständniß zu erhalten, die Wärterin hatte damals das Kind der Frau Bajazzo's gebracht, und die Truppe verließ gleich darauf die Stadt. Welche Gründe diese sowohl, wie Simmer abgehalten haben, uns das Geheimniß zu entdecken, werdet Ihr später durch die Gerichtsverhandlungen erfahren, im Anfange war es Habsucht, dann folgte die Angst vor der Strafe."

„Und die härteste Strafe muß dieses schändliche Weib treffen!" sagte Bertram.

Wanda schüttelte leicht das Köpfchen.

„Segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen!" versetzte sie leise. „Ich habe ihr vergeben."

„Hm — dem kann ich nicht beipflichten!" entgegnete Onkel Hubert. „Wenn nun Deine Wahl auf Bertram gefallen wäre, würde dieser Satan in Menschengestalt etwas gethan haben, um die Heirath zu verhindern?"

„Mein Gott, daran habe ich nicht gedacht!" rief die Mutter entsetzt.

„Sagte ich nicht immer, es liege eine unsichtbare, mir selbst unerklärliche Schranke zwischen Bertram und mir, die ich nicht niederreißen könne?“ fragte Wanda. „Diese Schranke hatte die Hand Gottes zwischen uns aufgethürmt, nimmer hätten Menschenhände sie entfernen können.“

„Na, setzen wir den Fall, Bertram wäre der Einzige gewesen, der um Deine Hand geworben hätte!“ warf der Bürgermeister gedankenvoll ein.

„Auch dann würde ich ihm gesagt haben, ich wolle ihm eine treue, liebende Schwester sein, aber seine Gattin könnte ich nicht werden.“

„So sprichst Du jetzt, mein Kind,“ sagte Onkel Hubert ernst, „es wird manche Ehe geschlossen, über welche die Liebe ihren Segen nicht gesprochen hat. Gewiß, Du hättest ihm Deine Hand gereicht, wäre es auch nur aus Mitleid geschehen, nur in der edlen Absicht, ihn glücklich zu machen! Nein, dieses Weib muß büßen, und ich kann mir keine Strafe denken, die hart genug wäre für dieses Scheusal.“

Onkel Hubert hatte sich erhoben, der Gedanke an die Gefahren, denen sein Liebling glücklich entronnen war, regte ihn gewaltig auf.

„Armes Kind,“ sagte die Mutter leise, wäh-

rend sie mit ihrer welken Hand leise über die Stirne und Wangen des Mädchens strich, „welche Jugend hast Du gehabt! Ach, und ich allein trug die Schuld daran! Meine Heftigkeit, mein Stolz, mein Eigensinn und meine Herrschsucht —"

„Mutter, so darfst Du nicht reden!" fiel Wanda ihr bittend in's Wort. „Ohne den Willen Gottes fällt ja kein Haar von unserm Haupte! Wohl habe ich oft schmerzlich mich nach einem Wort der Liebe gesehnt, aber es war ein unbestimmtes Sehnen, ich kannte ja die Liebe nicht, ich wußte nicht, daß sie der Sonnenschein des Lebens ist, ich entbehrte die Blüthen nicht, die ich nicht kannte. Ich hatte keine Gespielen, die ich beneiden konnte um die Liebe einer Mutter und die treue Sorgfalt eines Vaters, ich war gewohnt, harte Worte zu hören und für meine kindlichen Wünsche kein Verständniß zu finden."

„Sie haben Dich mißhandelt —"

„O nein, Mutter! Oft wollte die Frau es, wenn ich mich ungeschickt zeigte und nicht lernen konnte, was mir aufgetragen wurde, aber ihr Mann beschützte mich, er duldete es nicht."

„Ihr Mann!" sagte der Bürgermeister, die

Brauen zusammenziehend. „Auch er war ein Elender, weil er schwieg, auch er —"

„Er war ein Feigling," fiel Onkel Hubert ihm in's Wort. „Hätte er den Muth gehabt, das Joch abzuschütteln, welches er als Sklave seiner Frau trug, so würde Melanie uns vielleicht längst zurückgegeben worden sein!"

„Vielleicht, Hubert!".

„Friede den Todten! Er ist keines natürlichen Todes gestorben, eine ruchlose Hand hat ihn ermordet, und ich ahne, daß es die Hand des Possenreißers gewesen ist."

Bestürzt blickten Alle den alten Herrn an, der langsam mit verschränkten Armen auf und nieder wanderte.

„Wenn das die Wahrheit ist, weshalb wurde Mathias nicht verhaftet?" fragte Wanda.

„Weshalb? Ja, weshalb?" entgegnete Onkel Hubert sinnend. „Wenn wir auf jedes „weshalb" nur immer eine befriedigende Antwort finden könnten! Die beiden Aerzte des Hospitals waren verschiedener Ansicht über die Ursache des Todes, der Verwaltungsrath fürchtete für den guten Ruf der Anstalt, wenn der Mord in die Oeffentlichkeit drang, der Todte wurde eingescharrt und vergessen. Aber Mathias ist in jener Nacht in

der Anstalt geblieben, man hat ihn in der Morgenfrühe gesehen, und von dem Gelde, welches ich am Abend vorher dem Kranken geschickt hatte, wurde nichts in seiner Hinterlassenschaft gefunden.“

„Die Beweise fehlten!“ sagte der Bürgermeister achselzuckend.

„Aber könnte der Mensch nicht verhaftet werden wegen —“

„Er ist bereits über alle Berge,“ fuhr Onkel Hubert fort. „Er wollte nach London, ich habe ihm Geld gegeben, ich konnte es ihm nicht wohl verweigern, denn er hat uns immerhin einen guten Dienst geleistet!“

Wie kam es doch, daß die Hand Bertha's in der Hand des jungen Mannes ruhte, und daß eine glühende Röthe ihr Antlitz bis zu den Schläfen übergoß, als er seine Lippen ihrem Ohre näherte?

Er saß neben ihr, auf dem Stuhle, auf welchem vor ihm Onkel Hubert gesessen hatte, er hatte leise ihre Hand ergriffen, die ihm nicht entzogen wurde.

„Hörten Sie, was meine Mutter sagte?“ fragte er leise, so daß nur sie es verstehen konnte. „Sie möchte leben, um ihre Kinder glücklich zu sehen.“

Bertha schlug verwirrt die Augen nieder, ihre Hand, die er gefaßt hielt, zitterte.

„Melanie ist glücklich," fuhr er fort, „auch ich könnte es werden, wenn Sie es wollen, Bertha. Ihnen danke ich mein Leben, Sie haben es mir gerettet, und so darf ich sagen, daß ich es aus Ihrer Hand als ein Geschenk empfing. Ja, aus Ihrer Hand, aber nicht mit Ihrer Hand, die ihm den höchsten Werth verleihen würde! Bertha, soll der Wunsch meiner Mutter in Erfüllung gehen? Ein einziges Wort von Ihren Lippen kann uns Alle glücklich machen, soll ich vergeblich darum bitten?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf, eine Thräne hing an ihren Wimpern; — er las die Antwort in ihrem Blick, und ehe sie wußten, wie es geschehen war, hielten sie einander umschlungen.

„Na, das war das Einzige, was wir noch zu wünschen hatten!" rief Onkel Hubert fröhlich. „Gratulire! Wünsche von ganzem Herzen Glück! So, nun sehe ich nur Sonnenschein in diesem Hause, ich kann heimgehen und meine letzten Tage in stiller Beschaulichkeit einsam in meiner Klause verbringen."

Die erfreuten Eltern, welche das Brautpaar beglückwünschten, sahen nicht, daß der alte Herr

sich entfernen wollte, Niemand würde auf ihn geachtet haben, wenn nicht Wanda es gethan hätte.

Sie eilte ihm nach, sie hing an seinem Halse, ehe er die Thür erreicht hatte.

„Kannst Du denken, daß wir so selbstsüchtig sein würden, uns nur mit unserm eigenen Glück zu beschäftigen?" fragte sie mit leisem Vorwurf. „Kannst Du glauben, daß unser Glück vollständig wäre, wenn Du in unserm Kreise fehltest? O, Du böser, lieber Onkel, wie kannst Du mit Deinem weichen, edlen Herzen uns die süßeste Stunde unsres Lebens trüben wollen? Hier bleibst Du, oder ich gehe mit Dir, ich bin noch immer Dein Kind, ich werde es bleiben, so lange Du lebst."

Dem alten Herrn schossen jetzt die gewaltsam zurückgedrängten Thränen in die Augen, er hatte ja nur deshalb sich entfernen wollen, weil er sich dieser Schwäche schämte, weil er die Besorgniß hegte, daß man seine Rührung eine kindische Schwäche nennen könne.

Er drückte das Mädchen an sich und küßte sie auf die Stirne, er dankte ihr mit zitternder Stimme und kehrte Hand in Hand mit ihr in den Kreis der Glücklichen zurück, aus dem er erst in später Nacht scheiden durfte.

Zehntes Kapitel.

Madame Hammer wagte nun nicht mehr, ihren Schwiegersohn zu vertheidigen, als der kleine Stadtrath mit einem Freimuth, über den er selbst erstaunte, ihr zeigte, in welchem Grade Schandow ihr Vertrauen mißbraucht hatte.

Sie warf freilich hie und da ein Wort der Entschuldigung ein, aber der kleine Herr ließ keine Entschuldigung mehr gelten; er legte ihr das Schuldenregister des unsauberen Herrn vor und rechnete ihr vor, welche bedeutende Summen ihn dieser Herr Doctor gekostet hatte.

Die sonst so energische Frau mußte diesen schlagenden Beweisen gegenüber schweigen, zumal sie fühlte, daß auch sie mancher Vorwurf traf.

Schandow reiste ab, ohne seiner Frau mehr als einige flüchtig hingeworfene Abschiedsworte

zu sagen, niedergebeugt kehrte Fränzchen in das Haus ihrer Eltern zurück.

Die Liebe des Mutterherzens hatte über den Stolz gesiegt, Madame Hammer schloß ihr weinendes Kind in ihre Arme und tröstete sie, so gut sie es vermochte.

Sie sagte ihr, daß sie in dem Elternhause ein Asyl der Liebe finden werde, und daß sie nun denken müsse, ihr Gatte sei für sie gestorben, denn nimmer würden ihre Eltern jemals zugeben, daß sie diesem herzlosen Manne in die Fremde folge.

Diese Worte beruhigten Fränzchen, die sich der ernsten Besorgniß hingegeben hatte, ihre Mutter werde den größeren Theil der Schuld ihr aufbürden und ihr täglich darüber Vorwürfe machen, daß sie es nicht verstanden habe, die Liebe ihres Gatten sich zu erhalten.

Nun diese Besorgniß geschwunden war, fand sie sich leichter in den Wechsel der Verhältnisse, sie athmete erleichtert auf, ihr Herz, von dem Druck der schweren Last befreit, war für die Freude wieder empfänglich.

Der heutige Tag sollte der Familie Hammer noch mehr Aufregungen bringen.

In der Abenddämmerung stürzte der kleine

Herr fast athemlos in das Wohnzimmer, um seinen Damen die Nachricht zu bringen, daß Wanda, die Verlobte Hugo's, das Kind Bajazzo's, die vielgeschmähte Seiltänzerin, daß diese Wanda das vor siebenzehn Jahren verschwundene Kind des Bürgermeisters sei.

Madame Hammer wollte durchaus nicht an die Wahrheit dieser Nachricht glauben, erst als ihr Gatte ihr sagte, der Amtsbote Scharf habe sie ihm gebracht, schwanden ihre Zweifel und Bedenken, Scharf, der ernste, würdevolle Beamte, war stets für sie eine Autorität gewesen.

Zum Ueberfluß mußte auch noch Timm kommen, um ihnen im Auftrage seines Herrn die Mittheilung zu machen, daß Wanda Sternau nun Fräulein Melanie Felsen geworden sei, was, wie er etwas boshaft hinzufügte, „ihnen gewiß sehr interessiren würde.“

Aber Madame Hammer überhörte in ihrer Aufregung diese Bosheit, sie verlangte nähere Aufschlüsse, die er nicht geben konnte.

Der treue Bursche konnte ihr nur sagen, sein Herr und die ganze Familie seien so fidel, wie er sie nie gesehen habe, und er sei es auch. Im Uebrigen wolle er sich seiner Fidelität nicht rühmen, denn es sei keine Kunst, fidel zu sein,

wenn man binnen vier Wochen seine Hochzeit feire, die Concession zu einer eignen Wirthschaft schon in der Tasche habe und bereits mit der Einrichtung seines traulichen Nestes beschäftigt sei.

Das Alles interessirte Madame Hammer außerordentlich wenig, obgleich sie sich herabließ, ihm zu seinem Vorhaben Glück zu wünschen, sie wollte wissen, wie der Raub des Kindes damals bewerkstelligt worden war, ob und welche Erkennungszeichen die Wiedervereinigung herbeigeführt hatten, kurz, sie verlangte eine genaue und sehr ausführliche Schilderung dieses Aufsehen erregenden Ereignisses, und als sie die Gewißheit erhielt, daß Timm ihr dieselbe nicht zu geben vermochte, schickte sie ihren nicht minder neugierigen Gatten aus, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Sie erinnerte sich jenes Unglücks, durch welches der jetzige Bürgermeister sein jüngstes Kind verloren hatte, noch sehr genau, sie erzählte den Vorfall ausführlich ihren Töchtern, während der Stadtrath draußen von Pontius zu Pilatus lief, um seine eigne und die Neugier seiner theuren Ehehälfte zu befriedigen.

Er erfuhr nicht mehr, als er bereits wußte, und da er das Haus, in welchem er Alles er=

fahren hätte, nicht betreten mochte, so kehrte er nicht klüger heim, als er ausgegangen war.

Vielleicht werde Hugo noch kommen, meinte er, Hugo sei gewiß genau unterrichtet, aber Ernestine erwiderte kopfschüttelnd, Hugo komme keinesfalls eher, bis er gerufen werde, er und seine Braut seien zu tief gekränkt worden.

Das hieß mit anderen Worten, Hugo erwarte, daß man ihn um Verzeihung bitte; gegen diesen Gedanken empörte sich der Stolz der energischen Frau, die darauf mit schneidender Kälte erwiderte, Fräulein Melanie Felsen bleibe trotz alledem die Wanda Bajazzo's, die Seiltänzerin in der Jahrmarktsbude, und so wenig man einen Mohr weiß waschen könne, so wenig könne man auch dieses Mädchen von dem Makel reinigen, der auf ihr ruhe.

Der Stadtrath schüttelte sehr bedenklich das Haupt, aber er sprach seine Bedenken nicht aus, er hielt fest an der Hoffnung, daß nun auch in sein Haus der Friede wieder einkehren werde. Der nächste Tag war ein Sonntag, und siehe da, in der Besuchstunde erschien Herr Friedrich Murner in Leibrock und weißen Glacéhandschuhen und verlangte eine vertrauliche Unterredung mit seinem Chef, den dieser Besuch keineswegs über-

raschen konnte, da er ja selbst seinen treuen Buchhalter auf Ernestine aufmerksam gemacht und ihn oft in ostensibler Weise seines unbegrenzten Wohlwollens versichert hatte. Herr Friedrich Murner warb mit einer sehr unsichern, stotternden Stimme und in kurzen, abgebrochenen Sätzen um die Hand Ernestine's, und der kleine Herr fand dagegen weniger einzuwenden, wie damals gegen die Werbung des Doctors Schandow, dem er doch auch die Hand Fränzchen's ohne viele Bedenken zugesagt hatte.

Lachend und scherzend stellte er den ihm willkommenen Heirathscandidat seiner Frau und Ernestine vor, und es bedurfte nun keines besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß die beiden jungen Leute längst mit großer Sehnsucht auf diesen Augenblick gewartet hatten.

Madame Hammer zog freilich die Stirne kraus, und aus ihren Augen traf kein besonders gnädiger Blick den jungen Mann, aber Herr Friedrich Murner blieb zum Mittagessen, und Ernestine verrieth ihr Glück in einer so lebhaften Weise, daß die Mutter keine Liebe zu ihrem Kinde hätte fühlen dürfen, wenn es ihr möglich gewesen wäre, ihr dieser Wahl wegen zu zürnen.

Ueberdies entdeckte sie nun auch, als sie sich die Mühe nahm, den jungen Herrn näher kennen zu lernen, daß Murner ein sehr liebenswürdiger Mann war, der neben festen, soliden Grundsätzen gediegene Kenntnisse und einen sehr ehrenfesten Charakter besaß.

Sie hätte allerdings lieber gesehen, wenn die Wahl Ernestine's auf einen Mann aus den höheren Ständen gefallen wäre, der mütterliche Stolz konnte sich so rasch nicht verleugnen, aber die Erfahrungen, die sie mit Schandow gemacht hatte, waren auch nicht spurlos an ihr vorübergegangen.

Alles in Allem durfte sie sich sagen, Ernestine werde an der Seite dieses Mannes das Glück ihres Lebens finden, und das war, bei Licht betrachtet, doch immer mehr werth, als ein Leben in Pracht und Ueberfluß mit kummerbeladenem Herzen.

So gelang es ihr rasch, sich mit dieser Wahl ihres Kindes auszusöhnen, und beim Dessert konnte sie schon mit einem freundlichen Lächeln ihrem Schwiegersohne danken für die kleinen Aufmerksamkeiten, die er ihr erzeigte.

Das Unglück Fränzchen's hatte ihren Stolz gebrochen, wenn Hugo gekommen wäre und ihr die Hand zur Versöhnung geboten hätte, so

würde sie ohne Zögern und ohne Vorwurf sie angenommen haben, nur wollte sie selbst nicht den ersten Schritt thun, weil sie sich dadurch in den Augen ihrer Familie zu viel zu vergeben glaubte.

So kämpften die Widersprüche in ihr, aber es konnte nur ein kurzer Kampf sein, und es war vorauszusehen, daß die Liebe als Siegerin aus diesem Kampfe hervorgehen würde.

Der kleine Herr las die Gedanken seiner Frau in ihren Blicken, er wußte, daß sie ihm nicht zürnen würde, wenn er die Rolle des Vermittlers übernahm, die das eigne Herz ihm aufdrängte.

Er sah den Weg vor sich liegen, den er gehen mußte, und er wollte ihn gehen, auch in sein Haus sollten Glück und Friede zurückkehren. Er stahl sich hinaus, Niemand ahnte, welchen Entschluß er gefaßt hatte.

Freilich, sie blieb noch immer die frühere Seiltänzerin, aber die Sachlage war doch eine andere, wie seine Frau sie schilderte. Sie war die Tochter des Bürgermeisters und ohne ihren Willen in diesem niedrigen Gewerbe aufgewachsen, alle Vorwürfe mußten schweigen, nach-

dem der Bürgermeister sein Kind anerkannt und in sein Haus aufgenommen hatte.

Auch erinnerte der kleine Herr sich, während er langsam und würdevoll die stillen Straßen durchwanderte, daß nie ein berechtigter Vorwurf das Mädchen getroffen hatte, daß ihr reiner, tugendhafter Lebenswandel stets über jeden Zweifel erhaben gewesen war.

Er erinnerte sich, daß die Hände, welche damals die ersten Steine gegen sie aufgehoben hatten, gewohnt waren, im Koth zu wühlen und Alles zu besudeln, was ihr Mißfallen erregte.

Er erinnerte sich der Verfolgungen seitens des Barons und der Standhaftigkeit, mit der Wanda die verlockenden Vorschläge dieses Mannes zurückgewiesen hatte.

Er erinnerte sich ferner, daß das Mädchen ihre Eltern verlassen hatte, um sich diesen Verfolgungen zu entziehen, und daß Alle sie liebten, die sie kannten.

Und nun war sie die Tochter des Bürgermeisters, und die Verbindung mit dieser Familie konnte dem Stadtrath nur höchst schmeichelhaft sein!

Es mochten allerdings trotz alledem einige

böse Zungen ihre Glossen darüber machen, aber die böseste dieser bösen Zungen, die Gift und Galle speiende Zunge Schandow's, konnte nun nicht mehr den Reigen anführen und ihren Stachel ihm in's Fleisch treiben.

Das müßige Gerede verstummte bald, wenn es überhaupt zur Geltung gelangte, die Familie Felsen stand so hoch und erfreute sich in allen Kreisen einer solchen Beliebtheit, daß man gewiß schon ihretwegen Anstand nahm, einen Stein auf das Mädchen zu werfen.

Der kleine Herr blickte immer heiterer in die Zukunft, je länger er über den unerwarteten Wechsel der Verhältnisse nachdachte. Schandow war fort, dieser Stein des Anstoßes und steten Aergernisses beseitigt, Ernestine war mit dem Mann verlobt, den er selbst sich zum Schwiegersohne gewünscht hatte, und durch Hugo trat er in verwandtschaftliche Verbindung mit der ersten Familie des Städtchens.

Er stand jetzt vor dem Hause des Bürgermeisters, er war überzeugt, daß er hier seinen Sohn finden werde, den er, sammt seiner Braut, in das Elternhaus zurückführen wollte.

Sein Herz pochte gewaltig, als er an der Hausglocke zog, er konnte ja nicht wissen, wel-

cher Empfang seiner wartete. Wenn auch Hugo, wie er nicht bezweifelte, bereitwillig in die Hand der Versöhnung einschlug, so konnte doch die Familie Felsen ihn demüthigen, und der Gedanke an diese Möglichkeit trieb ihm das Blut rascher durch die Adern.

Aber der kleine Herr stand bereits im Vorhause, vor der Magd, die ihm die Thür geöffnet hatte, zurück konnte er nicht mehr, er mußte nun vorwärts, gleichviel, was ihn erwarten mochte.

Er folgte der Magd die Treppe hinauf, er hörte kaum, daß sie ihm sagte, die Familie sitze noch an der Tafel, es ward ihm dunkel vor den Augen, sein Muth verließ ihn, aber vorwärts mußte er, wenn er auch schon jetzt im Geiste die höhnischen Blicke Aller auf sich gerichtet sah.

Er trat in das Zimmer und machte, nachdem er die Schwelle kaum überschritten hatte, vor der Gesellschaft, die er nur in verworrenen Umrissen vor sich sah, eine so komische Verbeugung, daß Alle in das helle, fröhliche Lachen, welches Onkel Hubert zuerst erhob, einstimmen mußten.

„Ich wünsche allerseits gesegnete Mahlzeit

und lege Allen meine Glückwünsche zu Füßen!" sagte der kleine Herr mit einer zweiten Verbeugung, der die dritte in der nächsten Secunde folgte.

Dann blickte er auf, vor ihm stand Hugo, der ihm Hut und Stock abnahm und herzlich ihm die Hand schüttelte, und über die Schulter seines Sohnes hinweg sah er in fröhliche Gesichter und strahlende Augen.

„Das war die schönste Freude, die Du mir, und ich glaube uns Allen, bereiten konntest," sagte Hugo bewegt, mit einem innig dankbaren Blick in das freundliche Antlitz des kleinen Herrn, dem jetzt auch der Bürgermeister sich näherte. „Habe Dank, Vater, für diese Freude!"

„Ja so," erwiderte der kleine Herr, noch immer verwirrt, „ich wollte Dich und Deine Braut holen."

„Mein lieber Herr Stadtrath, daraus kann nichts werden," sagte der Bürgermeister lächelnd, „wir feiern heute die Verlobung meiner beiden Kinder."

Er faßte ihn an der Hand und führte ihn zu Tische; Melanie empfing den kleinen Herrn in so herzgewinnender Weise, daß er sich be=

zaubert fühlte von dem Liebreiz dieses schönen Mädchens.

Onkel Hubert hatte bereits ein Glas gefüllt und es dem Stadtrath hingeschoben, sie stießen Alle mit ihm an auf eine fröhliche, sonnige Zukunft und auf das Wohl der Brautpaare.

Dann reichten sie ihm die Hand, und die rosigen Lippen seiner zukünftigen Schwiegertochter berührten seine Stirne.

Wie seine Aeuglein leuchteten und strahlten! Nun war die letzte Wolke geschwunden, und so weit sein Blick reichen konnte, sah er nur hellen, strahlenden Sonnenschein.

„Ja, ja," sagte er, als Onkel Hubert die leeren Gläser wieder füllte, „ich sehe wohl ein, daß ich meinen Sohn und Fräulein Melanie diesem frohen Kreise nicht entziehen darf, aber ich möchte auch heute ein Doppelfest in meinem Hause feiern, die Verlobung meines Sohnes mit dieser jungen Dame, und meiner Tochter Ernestine mit meinem bisherigen Buchhalter und nunmehrigen Associé Friedrich Murner!"

Das gab natürlich Anlaß zu einem weiteren Toast und abermaligem Händeschütteln, und als die kleine Aufregung sich gelegt hatte, meinte Onkel Hubert, Beides lasse sich mit

einander verbinden; da sein Bruder bereits alle Vorkehrungen zu dem Fest getroffen habe, so erlaube er sich, die Familie Hammer mit Kind und Kegel zu demselben einzuladen, und wenn der Herr Stadtrath nichts dagegen einzuwenden finde, so werde die Familie Felsen ihn begleiten, um seine Angehörigen abzuholen.

Dieser Vorschlag fand nach einigem Hin- und Herreden den Beifall Aller; der kleine Herr war entzückt über denselben, durfte ihm doch seine theure Ehehälfte, wenn er in so großer Gesellschaft heimkehrte, kein böses Gesicht zeigen! Aber Madame Hammer war dadurch, daß die Familie des Bürgermeisters sie mit ihrem Besuche beehrte, vollkommen zufriedengestellt, sie empfing Alle mit einer Liebenswürdigkeit, die ihren Gatten in Erstaunen setzte, sie umarmte Melanie mit einer Herzlichkeit, als ob es seit Monaten ihr sehnlichster Wunsch gewesen sei, dieses Mädchen in ihre Arme schließen zu dürfen, und traf sofort mit erstaunenswerther Geschäftigkeit Vorbereitungen, um ihre Gäste mit dem Besten zu bewirthen, was Küche und Keller bieten konnten.

Im Fluge hatte Melanie das Herz dieser Frau erobert, unzählige Male wurde sie umarmt und geküßt, ja, Madame Hammer be-

müthigte sich sogar so tief vor dem schönen Mädchen, daß sie es um Verzeihung bat für den Eigensinn, mit dem sie vordem ihre Einwilligung in diese Verlobung verweigert hatte.

Als der Abend dämmerte, kehrte die ganze Gesellschaft, Onkel Hubert mit Fränzchen an der Spitze, in das Haus des Bürgermeisters zurück, und wie sie unter heiterm Geplauder, Scherzen und Lachen die Straßen durchschritten, blickten aus manchem Fenster neugierig fragende Gesichter ihnen nach.

Wer es noch nicht wußte, welches dreifache Fest heute in dem Hause des Bürgermeisters gefeiert wurde, der konnte es im Laufe des Abends erfahren, Timm, Scharf und Monsieur Herkules, die Arm in Arm von Schenke zu Schenke wanderten, verkündeten es Jedem, der es zu wissen wünschte, sie waren nicht wenig stolz darauf, daß auch sie das Ihrige zu dieser glücklichen Vereinigung beigetragen hatten. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Wenige Jahre sind seitdem verstrichen. Wenn der freundliche Leser in das Städtchen kommt, welches der Schauplatz unsrer Erzählung ist, und dessen Namen wir aus naheliegenden Gründen verschweigen, so kann es ihm nicht schwer fallen,

die Personen zu ermitteln, mit denen er in diesen Blättern Bekanntschaft gemacht hat.

Er wird freilich darauf verzichten müssen, mehrere von ihnen persönlich kennen zu lernen, denn Mathias, der bucklige Possenreißer, hat längst in London am Galgen sein Ende gefunden, Jeannette und Simmer werden auf Kosten des Staates im Zuchthause ernährt, und der „Doctor" Schandow hat Europa verlassen, um sich der Strafe zu entziehen, die ihn seiner Schmähschriften wegen bedrohte; Kurt von Helfenstein ist sammt seiner schönen Haushälterin verschollen. Wenn man einer aus Paris eingetroffenen Nachricht Glauben schenken darf, so hat Martha ihren früheren Dienstherrn geheirathet, nachdem das ganze Vermögen desselben im Hazardspiel verloren war.

Auch Monsieur Herkules und dessen heitere, hübsche Frau wird der freundliche Leser nur zur Zeit des Jahrmarkts in dem Städtchen finden, dann aber wird er gewiß vor der großen Schaubude stehen bleiben und vielleicht auch, wenn er für solche „Künstler" sich interessirt, hineingehen, um die außerordentlichen Kraftproductionen des „Directors" und den „unvergleichlichen" Seiltanz der „Directorin" zu bewundern.

Er wird dann stets unter den Zuschauern einen alten Bekannten finden, Timm, den treuen fidelen Timm, dessen rundes Antlitz von Glück und Zufriedenheit, von treuherziger Biederkeit und ungetrübter Fidelität erzählt.

Ja, Timm, der so glücklich geworden ist, wie er es mit seinem edlen treuen Herzen zu werden verdiente, und der nie vergißt, wem er sein Glück verdankt.

Kehren wir bei ihm ein und plaudern wir mit ihm über die Personen, für deren Schicksale wir uns interessiren.

Wie sauber und traulich ist es in seinem kleinen Hause! Mit welchem fidelen Gesicht kredenzt er uns das schäumende Bier! Und wie leuchten und strahlen seine Augen, wenn seine schmucke Hausfrau in die Schenkstube tritt, um einem Gast den geforderten Imbiß zu bringen!

Ja, die Beiden sind glücklich, aber sie überheben sich nicht, schlicht und ruhig wandern sie ihre Pfade weiter und erfreuen sich an den Blüthen, die sie auf ihnen finden.

Fragen wir Timm, so wird er uns sagen, er verdanke sein ganzes Glück dem alten Herrn, der noch immer in seinem kleinen Hause wohnt,

aber täglich hinübergeht in das Haus seines Bruders, um dort, im Kreise seiner Familie, einige Stunden zu verbringen und sein altes, treues Herz in dem Sonnenschein zu baden, den er hier findet.

Ja, Sonnenschein, den nie eine Wolke verdunkelt!

Bertram und Bertha, Hugo und Melanie, sie Alle wohnen in dem großen Hause, dessen einst so stille Räume von hellen Kinderstimmen widerhallen!

Der Sonnenschein des Frühlings hat die alten Leute verjüngt; sogar in dem ernsten Gesicht des pensionirten Amtsboten, der nun das Factotum der Familie und der Sklave der Kinder ist, hat er manche Falte geglättet!

Es ist wunderbar, anzusehen, mit welcher unerschöpflichen Geduld Onkel Hubert sich von den Kleinen tyrannisiren läßt, es ist rührend, ihn zu beobachten, wenn im Kreise der Familie im Buche der Vergangenheit geblättert wird, und sein Bild aus den aufwirbelnden Staubwolken leuchtend emporsteigt. Mit Thränen in den Augen bittet er dann, ihn mit allen Dankesbezeugungen zu verschonen und dem Vater über den Sternen allein die Ehre zu geben.

Der kleine Stadtrath kommt nun auch fast täglich in das Haus des Bürgermeisters, er trägt noch immer die blüthenweiße Halsbinde, er schreitet noch immer so würdevoll einher; seitdem er das Geschäft seinen Söhnen übertragen und sich ganz den städtischen Angelegenheiten gewidmet hat, ist er die rechte Hand des Bürgermeisters und die Seele des Stadtrath-Collegiums geworden.

Der kleine Herr hat nun auch Glück und Frieden in seinem Hause, seine theure Ehehälfte hat auf ihre Einmischung in die städtischen Angelegenheiten Verzicht geleistet, seitdem die Sorge um das Gedeihen der kleinen Enkel sie ganz in Anspruch nimmt. Sie läßt ihren Gatten schalten und walten, wie es ihm beliebt, aber sie duldet nicht, daß er in ihr Departement eingreift. Wenn er's versucht, zeigt sie ihm, daß sie noch immer die energische Frau ist, die ihrem Willen Geltung zu verschaffen weiß.

Wohl denkt er oft, wenn sein Blick auf Fränzchen ruht, wenn er sie spielen sieht mit dem Kinde, welches die Liebe eines Vaters entbehren muß, an den dunklen Punkt, der einst als gewitterschwangre Wolke über seinem Hause hing,

aber die Heiterkeit Fränzchen's hat allmählich auch diese Wolke verscheucht.

Das Alles erzählt uns Timm, während wir lauschend ihm in die treuherzigen Augen schauen, — — — sei gesegnet Du brave, treue Seele!

Ja, freundlicher Leser, wenn Dein Weg je einmal Dich in jenes Städtchen führt, dann kehre ein im Hause des fidelen Gastwirths Timm und laß Dir erzählen von dem schönen Kinde Bajazzo's!

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

König, Ewald August,

Das Kind Bajazzo's Roman

Bd.: 4. Band

Jena 1873